<36602191660015

<36602191660015

Bayer. Staatsbibliothek

Anthr.
+
150 –

Wetzel

Versuch

über die

Kenntniß des Menschen.

Ins Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist:
Zu glücklich, wem sie noch die äußre Schale weist.

Haller.

Von J. K. Wetzel

Zweiter Theil.

Leipzig,
im Verlage der Dykischen Buchhandlung.
1785.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Zweite Klasse.

Sinnliche Wirkungen oder Empfindungen.

Wir betreten nunmehr das eigenthümliche Gebiet des Philosophen, was wenigstens bisher dafür gehalten wurde; und bey dem ersten Schritte kommt uns ein halb wüstes Feld entgegen. Mit der ganzen Aufmerksamkeit auf den denkenden Theil des Menschen gerichtet, behandelte man die Empfindungen fast verächtlich, wenigstens so unvollkommen, daß dieser Artikel eine wahre Heide ist, wo nur hin und wieder einzele Stellen angebaut sind: gleichwohl machen sie beinahe die Hauptsache im Menschen aus, weil sich unsere Vorstel-

lungen aus ihnen entwickeln und ihren Beistand bey allen Menschen bedürfen, um Entschliessung und Handlung zu bewirken; weil wir Alle in unsern ersten Jahren, wo der Grund zum Charakter gelegt wird, blos nach Empfindungen handeln, und die meisten Sterblichen es in ihrem ganzen Leben thun; und weil die Empfindungen gleichsam die Unterhändler sind, die das vegatife und thierische Leben mit Denken und Wollen in Gemeinschaft bringen.

Ehe wir uns in dieses Feld weiter hineinwagen, müssen wir die Gränzlinie zwischen den avtomatischen Wirkungen, den sinnlichen und den Ideen ziehen. Wenn ein starker Blitz unvermuthet vor unsern Augen hinfährt, so lassen sich fünf Veränderungen unterscheiden, die er in uns hervorbringt. Erstlich theilt er dem Sehnerven eine Bewegung mit, die sich in ihm bis zum Gehirne fortpflanzt und entweder unmittelbar, oder wahrscheinlicher durch gewisse Organe eine Modifikation in der Seele veranlaßt. Einige denken sich unter dieser Bewegung eine Vibration der Nerven, Andere das Lau-

fen eines feinen flüssigen Wesens, das sie Nervensaft nennen, und ich das Zittern einer flüssigen Materie, das den Bewegungen der Flamme oder der Luft ähnlich ist: dies ist eine automatische Wirkung, deren wir uns nie bewußt werden. Zweitens entsteht durch die Menge der Lichtstrahlen, die auf einmal ins Auge dringt, und durch die Heftigkeit der Bewegung im Sehnerven, die daraus folgt, ein kleiner Schmerz, dessen wir uns deutlich bewußt sind; dies ist eine Empfindung. Drittens gelangt zu unserm Bewußtseyn die Vorstellung eines rothen, schnell vorüberschießenden Feuerklumpens; dies ist eine Idee, die wir Blitz nennen. Viertens erfolgt auf diese geschwinden heftigen unvermutheten Eindrücke ein Stoß im Gehirne, der durch einen oder etliche Nerven, nach dem Herze hinläuft und seinen Schlag beschleunigt, quer über die Brust bis zu den Muskeln der Arme sich verbreitet und sie zusammenzieht — eine automatische Wirkung. Fünftens werden wir uns dieses Zusammenfahrens, dieses Zuckens an den Muskeln bewußt: die-

ses Bewußtseyn, das wir Erschrecken heißen, ist eine Empfindung.

Aus diesen Unterschieden ergiebt sich, daß die Empfindung eine Modifikation unsers Bewußtseyns ist, die auf eine Veränderung in unsern Nerven und Blutgefäßen erfolgt: allein jede solche Veränderung kann mein Bewußtseyn auf eine doppelte Art modificiren, wie das vorhergehende Beyspiel beweist, indem ich die Wirkung des Blitzes auf meinen Sehnerven empfinde, und indem ich mir sie vorstelle: worin besteht nun das Unterscheidende dieser beiden Arten von Modifikation?

Um es zu finden, müssen wir ein anderes Beyspiel wählen. Man stelle sich über seinem Kopfe ein Schwert vor, das an einem Pferdehaare von der Decke des Zimmers herabhängt: wer dieses Bild recht lebhaft denkt, wird oben am Kopfe einen Druck fühlen, als wenn er sich bücken wollte, um das Schwert zu vermeiden, das so leicht herabfallen könnte: bey einem sehr reizbaren Zustande der Nerven kann man die Vorstellung so lebhaft machen, daß eine kleine

Furcht vor dem Herabfallen und eine schmerzartige Empfindung an der Stelle des Kopfes erfolgt, wo das herabfallende Schwert einschneiden würde. Ohne eine solche Vorstellung wird Niemand diese Empfindung erregen können, er mag sich noch so viele Mühe geben: hingegen die Idee eines herabhängenden Schwertes kann er herbeyrufen, wenn und so oft es ihm beliebt. Hier haben wir den ersten Unterschied: wenn wir willkührlich Empfindungen in uns erwecken wollen, so kann es nur durch Vorstellungen geschehen: wir können uns nie in Zorn, Abscheu, Aerger, Betrübniß oder Freude versetzen, wenn wir uns nicht eine Sache oder Person vorstellen, die einen von jenen Affekten in uns zu erwecken pflegt.

Wenn wir die Vorstellung einer abwesenden Sache in uns erneuern oder selbst Ideen erfinden, so geschieht in allen Nerven unsers Körpers außer dem Gehirne keine bemerkbare Veränderung, den Fall ausgenommen, wenn eine heftige Anstrengung den Umlauf des Blutes befördert oder eine innere Hitze verursacht; allein dies ist blos

eine seltne zufällige Folge von einer übertriebenen Bewegung der Gehirnorgane, und außerdem können wir denken, so viel uns gefällt, ohne daß wir sogar im Gehirn eine Veränderung bemerken, bey unwillkührlichen Vorstellungen niemals, und bey willkührlichem Nachdenken nehmen wir blos wahr, daß wir etwas im Kopfe in Bewegung setzen, ohne bestimmt sagen zu können, was es ist, oder wie es geschieht. Hingegen geht keine Empfindung ohne eine merkliche Veränderung im Gehirn oder in den Nerven außer ihm vor: das Schrecken giebt wenigstens unsern Gehirnnerven eine Erschütterung, wenn sie sich auch nicht bis zum Herze, zu den Muskeln des Armes oder bis zu den Knieen fortpflanzt: je schreckhafter die Vorstellung ist, die uns in Schrecken versetzt, je schneller und unvermutheter sie in uns erweckt wird, oder je beweglicher unsere Nerven sind, desto weiter verbreitet sich ihre Wirkung vom Gehirne bis zu den äußern Gliedern. Ideen werden also durch unbekannte Werkzeuge im Gehirn ohne alle bemerkbare

Veränderung außer ihm hervorgebracht: Empfindungen geschehen niemals ohne eine bemerkbare Veränderung in oder außer dem Gehirne: — der zweite Unterschied.

Von Zorn, Freude, Betrübniß und andern Empfindungen können wir uns einen Begriff machen, auch indem wir sie nicht fühlen; aber keine Idee, die nicht unserm Bewußtseyn gegenwärtig ist, läßt sich empfinden, keine sich durch Empfindung so ersetzen, wie abwesende Empfindungen durch die Vorstellung davon. Folglich macht es einen dritten Unterschied, daß abwesende Empfindungen gedacht, aber abwesende Ideen nicht empfunden werden können; und die Empfindungen können deswegen eben so sehr Gegenstände unser Ideen seyn als die Dinge außer uns.

Wodurch sich Empfindungen und automatische Wirkungen unterscheiden, ist durch sich selbst und durch das gegebene Beyspiel von den Eindrücken des Blitzes einleuchtend: die letzten gelangen niemals zu unserm Bewußtseyn; denn daß die Lichtstrahlen oder die erschütterte Luft oder die Speisen eine Bewegung

in den Nerven veranlassen, das ist ein bloßer Schluß, den wir aus anatomischen und physiologischen Beobachtungen ziehn, und auf den kein Mensch geräth, der jene Beobachtungen nicht weis, da hingegen Niemand auf der Erde ist, den sein Selbstgefühl nicht belehrt, daß er hört, schmeckt, zornig, verliebt oder traurig ist. Auch geschieht ein Theil der automatischen Veränderungen nach den gewöhnlichen mechanischen Gesetzen, wonach sich alle sichtbare Dinge dieser Welt richten: hingegen die Empfindungen richten sich ganz nach eigenen Regeln, die mit den bekannten physischen Gesetzen gar nichts gemein haben, und die wir daher thierische oder animalische Gesetze nennen.

Hauptgattungen und besondere Arten der sinnlichen Wirkungen.

Wenn die Empfindungen Folgen von Veränderungen in unsern Nerven sind, so können wir nur in diesen Werkzeugen den Grund zu ihrer Eintheilung finden. Man erinnere sich also, was in dem vorhergehen-

den Artikel gesagt wurde, daß die Nerven Bündel feiner Schnuren sind, die vom Gehirn und dem Rückgrat ausgehen, sich durch alle Theile des Leibes verbreiten und sich entweder in feine Spitzen oder in ein breyartiges Wesen oder in Warzen verlieren: sie haben folglich zwey Enden, im Gehirn eines, das blos durch Vorstellungen gereizt wird, und ein anderes, diesem entgegengesetztes im Kopfe oder einem andern Theile des Leibes, und es kann ihnen daher sowohl an dem einen als dem andern ein Eindruck beygebracht werden. In dem Geschmacksnerven erwecken die Speisen einen Reiz, der von seinen Enden auf der Zunge bis zum Gehirne hinaufläuft und die Empfindung des Süßen, Sauern und anderer Eigenschaften von dieser Art hervorbringt, aber die Vorstellung eines sehr leckerhaften Bissens thut auf diesen nämlichen Nerven an seinem Ende im Gehirn einen Eindruck, der von da auf die Zunge und in die Speicheldrüsen herabgeht und das verursacht, was wir empfinden, wenn wir sagen, „der Mund wird mir wäßrig.“ Entsteht die Empfindung durch einen Eindruck auf das

äußere Ende des Nerven, so ist es eine äußere Empfindung; erfolgt sie nach einem Reize an dem innern Ende, so ist es eine innere. Gewöhnlich nennt man nur die Empfindungen äußere, die wir durch die fünf Sinne erhalten; allein entsteht Hunger, Durst, venerischer Reiz durch einen der fünf Sinne? und sind sie darum keine äußere Empfindungen? sind es innere? Das wär eine Benennung, die ihnen sehr wenig zukommt. Was in dem Gehirne, in Organen, die uns unbekannt sind, oder in einer besondern Substanz, die wir Seele nennen, vorgeht oder dort seinen Anfang nimmt, von dem sagen wir, daß es in uns geschieht; alle Arten des Bewußtseyns und des Wollens sind daher innere Wirkungen im Menschen, sie gehen in uns vor: hingegen alles, was außer dem Gehirn entsteht und sich bis zu ihm fortpflanzt, heißen äußere Wirkungen; und in diese Klasse gehören auch die vorhin genannten Empfindungen, die aus keinem von den fünf Sinnen und doch auch nicht aus dem Gehirn entspringen: beides hat an Hunger und Durst keinen Antheil. Ueberhaupt sind

die fünf Sinne, die wir uns allgemein beylegen, keine sehr philosophische Klassifikation; doch da ich dieses nicht zuerst bemerke, so breite ich mich nicht weiter darüber aus.

Unter die äußeren Empfindungen rechnen wir also außer denen, die wir durch die fünf Sinne erhalten, Hunger, Durst, Schläfrigkeit, Müdigkeit, venerischen Reiz, Gefühl der Krankheit, der Gesundheit, der Stärke, Schwäche, der Lebhaftigkeit in den Organen, Zittern, Kälte oder Hitze, die im Körper durch seinen Mechanismus ohne äußerliche Veranlassung entsteht, wie im Fieber oder bey dem Schnupfen. Daß die Empfindungen der fünf Sinne mit allen diesen nichts gemein haben, erhellt schon aus der Verschiedenheit ihrer Ursachen: die ersten sind Wirkungen von Dingen außer dem Körper, das Sehen vom Lichtstrahle, das Hören von der erschütterten Luft; die andern sind es von Vorfällen in unserm Körper, von seinem Mechanismus; und man darf nur Hunger und Durst mit Sehen und Hören vergleichen, um zu begreifen, daß sie unmöglich unter Eine Art gehören können.

Wir wollen daher die Empfindungen der fünf Sinne Sensationen, und die andere Gattung Gefühle *) nennen.

Die innern Empfindungen sind — Lust, Unlust, Vergnügen, Schmerz, Zorn, Freude, Traurigkeit, Schrecken, Furcht, Scham, Reue, Gefallen, Mißfallen, Begierde, Verabscheuung, Haß, Neid, Hoffnung, Liebe, Mitleid, Grausamkeit, Zufriedenheit, Langeweile, die Empfindung eines lebhaften Ideen-

*) Das Gefühl (tactus) ist einer von den fünf Sinnen und zwar das Vermögen des Menschen, von der Oberfläche seiner Haut, wenn sie von einer außer ihr existirenden Sache berührt wird, Empfindungen zu erhalten: die Gefühle hingegen (sentimens) sind wirkliche Empfindungen, die aus mechanischen Veränderungen im Körper ohne sichtbare Mitwirkung einer äußerlichen Ursache entstehen. In der populären Sprache hat man zwar auch Gefühle des Herzens, allein in der philosophischen ist dieser Ausdruck nicht brauchbar: will man aber ja die ganze Gattung, die ich innere Empfindungen nenne, Gefühle des Herzens heißen, so kann man die, wovon hier im Texte die Rede ist, durch den Zusatz »körperliche« oder »mechanische« Gefühle von jenen unterscheiden.

ganges, der Seelenkraft, des eigenen Werths, der Personalität, der Identität, des Daseyns.

Allein das angegebene physiologische Kennzeichen dient nur gewöhnlich zum Unterschiede dieser beiden Hauptgattungen: es kommen Fälle vor, wo es unzureichend wird. Es ist bekannt, daß ein scharfes anhaltendes Denken den Nerven im Gehirn eine außerordentliche Beweglichkeit mittheilt, die sich oft bis zu den äußersten Enden des Sehnerven und des Gehörnerven erstreckt und in ihnen eine wirkliche Sensation hervorbringt, als wenn Feuerfunken oder Blitze vor den Augen hinführen, als wenn Glocken läuteten, als wenn einzele Regentropfen oder Hagelkörner vor dem Gesichte herabfielen, als wenn ein starker Regen oder Wasserfall in der Ferne rauschte: zuweilen scheinen wirkliche Gestalten von Thieren oder Menschen vor den Augen aufzusteigen, Stimmen zu schreyen oder vernehmliche Worte zu rufen. Auch die Nerven des Geruchs, des Geschmacks und Gefühls

werden zwar seltner, aber doch auf ebendieselbe Art davon angegriffen: man empfindet sehr starke angenehme oder unangenehme Gerüche, sucht überall den Gegenstand, der sie erregt, und findet ihn nirgends, weil es eine bloße Täuschung des Sinnes ist; man empfindet den Geschmack dieser oder jener Frucht, meistentheils nur einen unbestimmten unangenehmen oder angenehmen, süßen, sauren oder bittern *); nur bey der äußersten Reizbarkeit des ganzen Nervensistems fühlt man die Berührung von einem weichen, harten, nassen, kalten, warmen Körper an einem Theile der äußern Haut. Ich besinne mich, daß ich als Knabe den Betrügereyen des Gefühls, Ge-

*) Bey dem Geschmacke kann man es bezweifeln, ob der Reiz bey dergleichen Sensationen unmittelbar aus dem Gehirne kommt, wenigstens lassen sich die Fälle nicht genau bestimmen, wenn es geschieht, und wenn es nicht geschieht; denn die Geschmacksnerven werden von den aufsteigenden sauren, scharfen oder süßen Dünsten des Magens, von ausfließenden Säften der Speicheldrüsen und von dem Schleime, der sich im Halse, an Gaum und Zunge ansetzt, vielfältig so oder so afficirt.

schmacks und Geruchs an meisten ausgesetzt war: der eingebildete Brodem von saurem Kraute, das mir gekocht und ungekocht zuwider ist, vertrieb mich noch vor einigen Jahren aus dem Zimmer und verlor sich gleich in der freyen Luft. Sind die Nerven von Natur sehr reizbar oder durch den Misbrauch des Denkens sehr beweglich gemacht, so entstehen oft dergleichen Sensationen auch ohne vorhergegangene Anstrengung des Gehirns. Daß anhaltende Arbeit des Geistes Hunger, Durst, Sättigung, das Gefühl der Ermattung, der Stärke, der Lebhaftigkeit im Körper, Schauder oder Hitze und selbst venerische Reize erwecken kann, davon geben Tissot und Zimmermann in ihren oft angeführten Schriften Beispiele. Ich hebe aus dem letzten ein einziges auffallendes aus, *) das mehr als alle beweist, wie sehr ein Nervenreiz, der von Vorstellungen entsteht und folglich aus dem Gehirne kommt, wirkliche Sensationen hervorbringen und unterdrücken kann. Im Armenhause zu

*) Von der Erfahr. Th. 2. S. 445—448.

Harlem verfiel ein Mädchen auf ein Schrecken in Konvulsionen, die zu gewissen Zeiten wieder kamen: ein anders, das diesem zusah oder beystehen wollte, verfiel in die nämliche Krankheit, den Tag darauf noch eins-, und in wenigen Tagen hatten fast alle Knaben und Mädchen des ganzen Hauses Konvulsionen. Geschickte Aerzte versuchten umsonst die bewährtesten Mittel wider die fallende Sucht, und endlich ließ sich Boerhave durch das traurige Schicksal der Kinder bewegen, zu ihnen zu reisen. Er schloß aus einigen Bemerkungen, die er über sie machte, daß die Imagination der Grund ihrer Krankheit seyn möchte: er nahm also mit den Vorstehern und Wärtern des Hauses Abrede und ließ in die Stuben der epileptischen Kinder kleine eiserne Gefäße mit glühenden Kolen setzen, worauf eiserne Haken und ähnliche Instrumente gelegt wurden. Zugleich befahl er, dem ersten Kinde, das wieder Konvulsionen bekäme, den Arm zu entblößen und an einem Orte, den er zeigte, mit einem glühenden Eisen bis auf den Knochen zu durchboren; und er gab diesen

Befehl mit einer Beredsamkeit, die eine fürchterliche Sache doppelt fürchterlich machte. Die lebhafte Vorstellung von einer so schrecklichen Operation erfüllte die Kranken mit einer so außerordentlichen Furcht, daß sie die Modifikation der Nerven ganz änderte und sie dadurch hinderte, in die vorige zu verfallen, woraus die Konvulsionen entstanden: kein Kind bekam seit dieser Drohung die Epilepsie wieder. *)

Sind nicht dieses alles äußere Empfindungen, die von einem innern Reize entstehen? Er kommt offenbar aus dem Gehirne, wenn auf starkes Nachdenken die Sensation eines Blitzes im Auge entsteht, ohne daß ein wirklicher von außen auf die Nerven wirkt. Eben so erfolgen auch zuweilen innere Empfindungen auf einen äußern Reiz.

*) Herr Zimmermann sucht die Ursache in der Stärke der Vorstellung, die bey einem Anfalle von Konvulsionen in der Seele der Kinder allein zugegen war: mir scheint die nächste Ursache, die sie eigentlich heilte, in der gänzlichen Veränderung der Nervenmodifikation zu liegen, welches aber freilich von der Stärke der Idee und der damit verbundenen Empfindung herrührte.

Krämpfe von Blähungen können alle Empfindungen hervorbringen, die man nur von Ideen erwarten sollte, und oft in einer Stärke, die bis zum Affekte steigt. Hypochondristen, die sich selbst beobachten können, werden mir hier beystimmen: sie fühlten oft Zorn, Aerger, Scham, Verdruß, Liebe, Haß und andere Affekten in sich, ohne daß ihnen etwas begegnet war, oder daß sie etwas gedacht hatten, dem sie ihre Empfindungen zuschreiben konnten: sie bemühten sich etwas zu finden, um ihren Zorn oder Verdruß daran auszulassen, zuweilen kam ihnen auch eine Sache in die Gedanken, wobey sie ehmals sich freuten oder betrübten, ärgerten oder schämten, und wenn alles fehlte, so ersannen sie sich etwas, machten sich ein Hirngespinst, um sich nicht umsonst zu ärgern, zu freuen, zu betrüben: allemal waren sie sich bewußt, daß die Empfindung eher in ihnen entstand als die Idee, die sich dazu gesellte, und daß sie oft über den Affekt sich wunderten, der sich ihnen aufdrang, ihm widerstehen wollten, oft mit Widerwillen sich von ihm überwältigen ließen. Wie

oft drang sich mir sonst mitten in Beschäftigungen, die mir das größte Vergnügen machten, eine Verdrüßlichkeit auf, daß ich über die Verdrüßlichkeit verdrüßlich würde! Ich wollte die angenehme Empfindung, die von mir eilte, zurückhalten, aber ich konnte nicht: der Verdruß verschlang sie und nöthigte mich, die Beschäftigung aufzugeben. Daß eine solche angenehme oder unangenehme Empfindung durch einen äußern Reiz entsteht, folgt daher, weil sie aufhört, so bald die Ursache entfernt ist, die ihn veranlaßte: ein Mittel, das die Blähungen abtreibet, ein Getränk oder eine Speise, die den Nerven einen andern Reiz beybringt, ein Bad, Bewegung kann Affekten vertreiben, die man mit dem ganzen Seneka und Antonin nicht bezwungen hätte; und wächst der Sturm so sehr, daß man in einer halben Stunde alle Leidenschaften nach der Reihe gefühlt hat, so kann man sich mit einer gelinden Purganz zum Stoiker machen: auch Weinstein, Salpeter, Limonade und ähnliche philosophische Grün-

de aus der Apotheke verschaffen Milderung: mit einem Worte, man gebe den Nerven einen andern äußern Reiz.

Diese Erfahrungen sollen uns gleichwohl unsere Regel nicht unbrauchbar machen: es sind Anomalien, die allemal eine Unordnung voraus setzen: selbst bey den Menschen, die ihnen am öftersten ausgesetzt sind und bey allen übrigen, die keine Erfahrung davon haben, geht es nach der Hauptregel, daß alle Empfindungen, die wir äußere genennt haben, nur von einem äußern Reize, und die innern nur von einem innern im Gehirne entstehen. Eben so fest bleibt auch das philosophische Kennzeichen, das sich aus allen angeführten Beispielen abstrahiren läßt, daß nach der Regel innere Empfindungen allemal aus Vorstellungen entstehen, und äußere allemal Vorstellungen hervorbringen. Um uns aber gehörig zu verstehn, wollen wir den Reiz, der gewöhnlich eine Empfindung veranlaßt, einen **regelmäßigen**, und einen solchen, der es nur außerordentlich thut, einen **unregelmäßigen** nennen.

Betrachtet man den Schmerz, den wir fühlen, wenn wir uns in den Finger schneiden, das Gefühl des Hungers oder Durstes, das Vergnügen, das uns der Anblick einer Möbel oder ähnlichen Sache macht, die uns gefällt, so entdeckt man das Besondere daran, daß die einzeln, auf einander folgenden Empfindungen sich in jedem Augenblicke gleich sind und sich höchstens durch Stärke oder Schwäche unterscheiden: wir wollen solche, die diesen ähnlich sind, einfache Empfindungen nennen.

Wenn wir Zitrone und Zucker in solchen Theilen vermischen, daß die Süße die Säure nicht ganz unterdrückt, so entsteht daraus ein drittes, das weder Zitronensauer noch Zuckersüß ist, sondern sich dem nähert, was wir scharf heißen; und das nämliche erfolgt bey allen Mischungen aus vielen Ingredienzien. So verhält es sich auch mit dem Gefühle der Müdigkeit, wenn wir von einem weiten Spatziergange ausruhen; das wehthuende Gefühl der Erschöpfung fließt mit der Empfindung der Ruhe so sehr zusammen, daß es ein ganz

eigenes Gefühl wird, das jenen beiden ähnlich, aber doch keins von beiden ganz ist. — Bey dem Mitleide, wenn wir es zergliedern, finden wir einen Grad Traurigkeit, die allemal den Grund davon auszumachen scheint; damit vermischt sich zuweilen Liebe oder Zuneigung und Vergnügen, wenn es z. B. das Schicksal einer Person betrift, die bey guten oder angenehmen Eigenschaften ohne ihr Verschulden unglücklich wurde; oft gesellt sich zur Traurigkeit Verachtung, wenn wir einen Menschen sehen, der sich durch eigene Unbesonnenheit oder Tummheit in außerordentliches Elend stürzte: in diesen Fällen und jedem andern besteht das Mitleid allemal aus verschiedenen zusammengeschmolzenen Empfindungen, die man wie Eine fühlt, aber mit einem kleinen Scharfsinne leicht unterscheidet. Sie sollen gemischte Empfindungen heißen.

Ganz unterschieden von den einfachen und gemischten ist das Gefühl der Gesundheit oder Krankheit, die Laune, die Empfindung des Daseyns, der Identität: um weitläuftige Zergliederungen zu vermeiden, mag

das erste allein zum Beispiele dienen. Man kann nicht sagen, „hier an diesem Orte, mit diesem Organe, in diesem Nerven empfinde ich, daß ich gesund bin,“ wie wir sagen können, daß wir mit den Augen sehen, mit den Ohren hören, oder daß ein Schauder im Rückgrate hinauf oder herabläuft; eben so wenig können wir die einzeln Arten der Gefühle bestimmen, die es ausmachen; man weis nicht einmal, was es ist, und gleichwohl werden wir doch von seiner Realität mehr als zu sehr überzeugt, so bald es uns fehlt: es scheint also das Resultat von einer Menge dunkler Gefühle zu seyn, die zwar unter sich sehr verschieden sind, die sich aber wegen ihrer Schwäche und großen Anzahl nicht unterscheiden lassen. Dies mögen zusammengesetzte Empfindungen heißen, worunter wir einige auch Zustände nennen: wir schreiben daher einem Menschen einen traurigen Gemüthszustand zu, und meinen damit eine Reihe von Empfindungen, worunter die Traurigkeit den Ton angiebt.

Steigen die innern Empfindungen zu einem hohen Grade, so bekommen sie den Na-

men „Affekt;“ wird ein solcher Affekt zur Fertigkeit, zur Gewohnheit, daß uns jeder geringe Anlaß darein versetzt, oder daß wir ihn durch Gründe weder unterdrücken können noch unterdrücken lassen, so ist es eine Leidenschaft: im populären Ausdrucke ist dieses Wort zuweilen mit Affekt völlig gleichbedeutend.

Zwischen dem tiefsten Dunkelblau bis zum blassesten Hellblau giebt es eine Menge Grade, die man französisch nuances nennt: jede ist mit den andern Farben, aus deren Mischung sie entstand, mehr oder weniger verwandt, ein Dunkelblau nähert sich dem Schwarzen mehr oder weniger als das andere, ein Hellblau dem Weißen und Grauen mehr oder weniger als das andere. Einen solchen doppelten Grad bemerkt man auch an den sinnlichen Wirkungen, die wir Gefühle und **innere Empfindung** nennten: von dem Appetite eines gesunden Menschen, der zwischen dem Mittagsessen und der Abendmahlzeit nichts zu sich genommen hat, bis zu Byrons Hunger, als er auf seiner Reise nach der Südsee einen halb faulen Schin-

kenknochen benagte, oder in der Hungersnoth bey einer Belagerung, wenn man seine eigenen Schuhsolen ißt; von dem Ritzen mit der Nadel bis zu den Empfindungen bey der Einrichtung eines zersplitterten zerbrochenen Beins giebt es eine Menge Grade des Schmerzes, worunter jeder stärker oder schwächer ist als der andere: dieser Unterschied der Stärke und Schwäche mag die Intension oder der Ton der Empfindung heißen. Der Schmerz nähert sich der Traurigkeit bey dem einen Menschen, dem Zorne, der Wut bey dem Andern; bey dem Mitleide hat die Liebe, die Betrübniß, die Verachtung mehr oder weniger die Oberhand, und überhaupt sticht bey allen gemischten Empfindungen eine von denen, woraus sie besteht, mehr oder weniger hervor: wir wollen dieses den Grad der Mischung nennen. In philosophischen Schriften kann man daher einen intensiven und extensiven Grad, in populären einen Grad der Stärke (Intension, Ton,) und einen Grad der Mischung an den Empfindungen unterscheiden.

Die Unvollkommenheit der Sprache wird mich oft zu einer Unordnung nöthigen, die ich voraus entschuldigen muß. Unser Selbstgefühl macht uns mit tausend Empfindungen bekannt, wofür die Sprache keine Namen hat: die Grade der Stärke unterscheiden wir selten durch eigene Wörter, und die Grade der Mischung fast niemals: wie soll ich also mit dem Leser sprechen, da ich keine Zeichen habe, ihm meine Gedanken mitzutheilen? Soll ich meine Zuflucht zu Beschreibungen nehmen? Unglücklicher Weise sind es Dinge, die sich schlechterdings nicht beschreiben lassen; denn da uns die eigenthümlichen Ausdrücke dafür fehlen, so könnte man nur durch Vergleichung mit einer bekannten Sache davon sprechen: allein was in der ganzen bekannten Natur läßt sich mit einer Veränderung in unsern Nerven vergleichen? Es ist außer uns nichts ähnliches. Unsere Sprache benennt gewöhnlich nur den höchsten, meist auffallenden Grad: wir kennen nichts als Schauder, und wie sehr ist gleichwohl der Grad und die Art der Kälte unterschieden, die bey dem

Schnupfen, in starken Fieberkrankheiten, bey dem Mitleide, dem Ekel, in dem Falle, wenn man sich vor einer Sache entsetzt, bey der Scham, der Zuneigung und jeder innern Empfindung durch das Rückgrat über die Brust läuft! Ich werde also von den Nervenveränderungen, die bey jeder Empfindung unser Bewußtseyn modificiren, nie bestimmt und genau sprechen können: Schauder, Wärme, Hitze, Kälte, Ernst, Zittern, Beklemmung, Aengstigung und ähnliche schwankende Ausdrücke bietet nur die Sprache dar, und ich muß oft Gefahr laufen, daß sich der Leser mehr oder weniger dabey denkt als er soll: ich werde ihm oft zu viel zu behaupten oder Dinge zu fühlen scheinen, die er nie fühlte, und die er gewiß auch fühlt: er wird es als Einbildungen verwerfen, weil meine Worte einen höheren Grad ausdrücken, als ich dabey dachte. Ich muß sagen, daß ein Schauder sich durch die Nerven schlängelt, durch sie dahin schießt, dahin schleicht, daß sie einen Stoß, einen Zuck bekommen, daß sie an den Muskeln ziehen oder reißen; allein ich gestehe, daß

diese Ausdrücke höchstunvollkommen sind, weil sich der Leser sehr leicht etwas ganz anderes dabey vorstellt, wenn er vergißt, daß es bloße Vergleichungen eines unausdrückbaren Phänomens mit Dingen aus der sichtbaren Welt seyn sollen, und daß daher die Aehnlichkeit zwischen beiden nur sehr entfernt seyn kann.

Ein andrer, nicht weniger beträchtlicher Mangel der Sprache liegt darin, daß sie für sehr unterschiedene Empfindungen nur Eine Benennung hat: der Schmerz, wenn wir uns in den Finger schneiden, ist eine Sensation; besteht er in einem Brennen und Fressen der Haut, so gehört er in die Klasse der Gefühle; den höchsten Grad der Betrübniß nennen wir auch Schmerz, und dann ist er eine innere Empfindung: alle drey sind höchstverschieden, und doch heißen sie alle Schmerz. Ich werde also oft von Dingen, weil sie einerley Namen führen, an einem Orte sprechen müssen, wohin sie nicht gehören. Dazu kommt das Unglück, daß wir oft für eine Empfindung ein Wort besitzen, das allen ihren

Arten gemein ist, aber nicht für ihr Gegentheil: die Lateiner haben dolor und voluptas, die Griechen ἄλγημα und ἡδονή: beides wird von äußern und innern Empfindungen gebraucht: wir haben wohl Schmerz, aber für sein Gegentheil kein Wort von dem Umfange, wie ἡδονή und voluptas. Das macht das Philosophiren darüber äußerst sauer.

Nachdem die Sprache die Empfindungen so unvollkommen klassificirt und benennt hatte, geriethen die Philosophen auf den Einfall, sie nur von der Seite der Vorstellungen zu betrachten, die damit verbunden sind: sie mußten also vieles Empfindung oder Gefühl nennen, was eigentlich keins ist: das Schönheitsgefühl, Wahrheitsgefühl und andere sind Vorstellungen, mit gewissen Empfindungen verbunden, und sie gehören daher in die Rubrik der Ideen, aber sie machen keine besondere Art der Empfindung aus. So legte man dem Menschen auch etwas besonders bey, das man Triebe nennte, und das von Empfindung und Ideen verschieden seyn sollte, gleichwohl

ist es etwas aus beiden zusammengesetztes, wenn man die Sache genau untersucht. So entstanden falsche Benennungen, weil man in der Sache falsch unterschied, und falsche Unterschiede in der Sache, weil man glaubte, daß Dinge, die in der Sprache unterschieden würden, es auch an sich selbst seyn müßten.

Ein neues Uebel! Die Evangelisten und Apostel verbanden in ihren Schriften mit gewissen Wörtern, die bey den Profanskribenten die Sache blos benennen, den Begriff des Schändlichen, des Unerlaubten, und dieses pflanzte sich auch auf diejenigen fort, womit Luther sie übersetzte: die ἡδοναὶ die ἐπιθυμίαι stehen im neuen Testamente in keinem guten Rufe, und also auch die Lüste, die Wollust, die Begierde; und weil die Theologen immer nur über Worte, aber nicht über Sachen räsonnirten, und auch viele Philosophen diesem Beispiele folgten, so entstanden nicht allein sehr possirliche Begriffe, Untersuchungen, Behauptungen, Uneinigkeiten, sondern es wurden uns auch so viele Wörter unbrauchbar gemacht:

der Verlust des einzigen Wortes „Wollust"
ist unersetzlich: ich weis kein anderes, das
völlig ἡδονή oder voluptas im wahren grie-
chischen und römischen Sinne wäre.

Aeußere Empfindungen.

Sensationen.

Geschmack, Geruch, Gefühl sind sich so gleich, daß Jedermann ohne Bedenken alle drey in Eine Klasse rechnen wird: ein Körper oder losgerissene Theilchen von ihm berühren die Nervenwarzen in der Nase, auf der Zunge, auf der Oberfläche der äussern Haut; der Eindruck pflanzt sich in dem Nerven fort, dessen Spitzen berührt wurden, und nichts als dieser bloße Eindruck gelangt zum Bewußtseyn. Was hat aber Gesicht und Gehör mit ihnen gemein? — Erstlich ist die Art, den Eindruck anzunehmen, verschieden: dort endigen sich die Nerven in Wärzchen, bey den beiden letzten Sinnen in zarte Spitzen; dort erfolgt die Sensation, so bald der Körper die Nervenenden gereizt hat, bey dem Gehöre muß sich

die Luft durch viele Gänge winden, an viele Knochen und Knorpel anstoßen, von ihnen zurückprallen und dadurch fähig werden, die Empfindung des Schalles dem Nerven mitzutheilen: sie thut es nicht einmal unmittelbar, sondern setzt eine Feuchtigkeit in Bewegung, die im Labirinthe sich absondert und den Gehörnerven berührt. Bey dem Sehen bricht sich ein Theil der Lichtstrahlen in gewissen Feuchtigkeiten des Auges, und auf der Markhaut entsteht eine wirkliche Abbildung des Gegenstandes.

Zweitens ist bey Geruch, Gefühl und selbst einigermaßen bey dem Gehöre die Sensation mit der Vorstellung, die daraus entsteht, so sehr vermischt, daß wir sie nie unterscheiden, sondern die erste ganz allein zu empfinden scheinen; hingegen bey dem Gesichte läßt es sich genau bemerken, daß beides verschieden ist: dort wird man sich der äußern Empfindung, und hier der Vorstellung stärker bewußt.

Daher fließt ein dritter Unterschied. Gesichtsideen können wir, auch wenn keine Lichtstrahlen ins Auge fallen, eben so deutlich,

bestimmt und lebhaft im Gehirne wiederholen, als wenn wir die Gegenstände sähen: auch mit Tönen läßt sich es gleichfalls thun; aber man rufe den Geschmack des Burgunders oder eines gebratenen Huhns, den Geruch einer Nelke oder einer Rose, das Gefühl der Kälte oder Hitze, die wir diesen oder jenen Tag empfanden, mit solcher Bestimmtheit und Lebhaftigkeit zurück! Ist bey diesen drey Sinnen die Sensation vorbey, so erlöscht auch die Idee davon.

Die zweite und dritte unter diesen Verschiedenheiten ist unwiderlegbar. Die Idee gelangt bey jenen drey Sinnen so wenig zum Bewußtseyn, daß Viele es sonderbar finden werden, wie man ihnen zumuthen kann, eine Idee zu haben, wenn sie Sardellen oder Austern essen *): auch hat man deswegen in allen Sprachen, besonders bey Geschmack

*) Daß eine da ist, wird im Kapitel von den Ideen bewiesen, wo die Leser auch die übrigen Unterschiede finden können, die sich hier nicht angeben lassen, weil wir itzt blos die Empfindungen der Sinne, aber nicht die daraus entstehenden Ideen betrachten.

und Geruch, wenige Sensationen mit Worten bezeichnet. Um sich mehr Licht zu verschaffen, müßte man Personen zu Rathe ziehn, die viel und sehr gut essen oder mit solchen Waren handeln, deren Güte aus dem Geruche beurtheilt wird: daß jene ihre Zunge, und diese ihre Nase sehr geübt und geschärft haben, und daß folglich Beide mit diesen Werkzeugen mehr unterscheiden als wir übrige Leute, das ist sehr wahrscheinlich, vorausgesetzt daß sie ihre Nerven durch viele und angreifende Speisen oder Gerüche nicht getödtet haben. Ein Theehändler, ein Weinhändler findet Unterschiede, wo andere Menschen mit der stärksten Anstrengung keine entdecken, und ich habe von einem Apicius gehört, der es schmecken soll, ob das Essen in einem kupfernen oder irdenen Gefäße gekocht ist, und wegen seiner übertriebenen Feinheit in diesem Punkte sagte man ihm auch zum Scherze nach, daß er wüßte, ob der Koch weiße oder schwarze Strümpfe dabey angehabt hätte. Leute mit so scharfen Sinnen könnten uns belehren, ob sie im Stande sind, sich in ih-

rem Gedächtnisse eine bestimmte deutliche Vorstellung von einem Geschmacke zu machen, den ihnen ein gewisses Gericht an diesem oder jenem Tage verursachte. Ich kann mir wohl von einem Essen, bey dem ich vor vielen Jahren war, alles Sichtbare und Hörbare ohne Mühe sehr genau vorstellen, die Personen, wie sie saßen und aussahen, die merkwürdigen Vorfälle und Reden, wenn ein Bedienter Jemandem das Kleid begoß, oder ein Gast etwas recht witziges oder recht einfältiges sagte, die ganze Tafel mit allen Gerichten, die damals meiner Aufmerksamkeit werth schienen, auch wohl was ich für meine Wenigkeit davon gegessen habe, wenn es etwas besonderes war, alles das kann ich mir denken; allein wenn ich den unterscheidenden eigenthümlichen Geschmack dieses besondern Gerichts und die Gerüche des Räucherpulvers, womit das Zimmer geräuchert war, so bestimmt und lebhaft in Gedanken wiederholen will, wie jene sichtbaren und hörbaren Dinge, so bin ich ganz unfähig dazu: ich kann es blos allgemein ausdrücken, daß es süß, sauer, gut

oder schlecht schmeckte und roch, und wenn es recht gut oder recht abscheulich geschmeckt hat, so kann ich die Vorstellung davon so lebhaft machen, daß ein Reiz in den Speicheldrüsen entsteht; der Mund wird wässerig, nach dem gewöhnlichen Ausdrucke: weiter bringe ichs nicht, und meine Nase hat gar kein Gedächtniß. Das Gefühl läßt höchstens so viel zu, daß etwas der wirklichen Sensation ähnliches an dem Theile des Leibes wieder entsteht, wo wir sie fühlten, aber nur unter gewissen Bedingungen: die Sensation mußte sehr lebhaft seyn und folglich auch die Idee, die daraus folgte; mit dieser Idee mußte sich, als wir die Sensation empfingen, eine innere Empfindung verbinden, und unsere Nerven müssen sich im Augenblicke der Wiedererinnerung in einem sehr reizbaren Zustande befinden. Frauenzimmer, Knaben und auch manche Männer von sehr empfindlichen Nerven fühlen an dem Orte des Leibes, wo ihnen einmal eine Spinne, eine Raupe oder ein anderes gefürchtetes Thier kroch, allemal etwas der gehabten Empfindung ähnliches, so

oft sie ein solches Ungeheuer sehen, davon reden hören oder zufälliger Weise daran denken. Ob ich gleich mit allen Thieren auf der Erde in Frieden stehe und keines fürchte, das mich nicht stechen oder fressen kann, so gelang es mir doch zu gewissen Zeiten, daß ich auf der Brust, im Rücken oder am Halse eine ziemlich täuschende Empfindung eines kriechenden Wurms erregen konnte, wenn ich mir lebhaft vorstellte, daß mir eine Raupe oder eine Spinne dort kröche: in diesem Augenblicke ist es mir unmöglich. Ich bin überzeugt, daß manche Frauenzimmer schon einen kleinen Schauder bekommen werden, wenn man ihnen diese Stelle nur vorliest. Der sanfte Druck einer Hand, ein schmerzlicher Stich läßt sich wiederholen: daher sagen manche Personen, die einmal eine sehr große Kälte oder Hitze ausstanden, „ich friere, ich schwitze „noch, wenn ich daran denke;“ und sie fühlen in dem Augenblicke wirklich einen Schauer oder eine kleine Beängstigung. Einer meiner Bekannten erzählte mir, daß er einmal einen Blindgebornen fragte, wie

er sich seinen Vater vorstellte: „ich fühle „ihn hier in den Fingern,“ antwortete dieser. Seine Vorstellung von seinem Vater war also aus den Empfindungen der Härte oder Weiche, der Länge, Dicke und Breite, vielleicht auch der Wärme zusammengesetzt, die in seinen Fingern entstanden, wenn er die väterliche Hand faßte, wie bey uns Sehenden aus der Mine, Bildung, Statur und allem, was zur äußerlichen Gestalt gehört; und wie bey uns dieses Bild aufsteigt, wenn wir uns an unsern Vater erinnern, so erneuerten sich in einem solchen Falle bey jenem Blinden die gehabten Gefühle des Druckes von der väterlichen Hand. Es scheint aus diesem Beispiele zu folgen, daß die Sensationen des Gefühls auch ein Gegenstand der Imagination und des Gedächtnisses seyn können, wie Töne und Bilder, das heißt, sie lassen sich eben so im Gehirne ohne wirkliche äußere Empfindung wiederholen, wie wir uns eine Allee vorstellen können, ohne daß eine vor unsern Augen steht.

So sehr diese Folge Wahrheit zu seyn scheint, so wenig kann ich ihr doch geradezu beypflichten. Wenn wir sehende Menschen, die wir alle Sinne in gleicher Vollkommenheit besitzen, uns einen abwesenden Gegenstand des Gesichts vorstellen, so geht in den Organen des Auges keine Veränderung vor, sondern die ganze Operation geschieht blos im Gehirne: wen sein Selbstgefühl hieran zweifeln läßt, der darf sich nur erinnern, daß ein Blinder, der vormals sehen konnte, sich alles, was er sah, in seiner Einbildung denken kann, obgleich sein Sehnerve stumpf ist. Wollen wir hingegen die Sensation von dem Kriechen einer Spinne an unserm Halse ins Gedächtniß zurückrufen, so müssen wir uns erstlich das Sichtbare eines solchen Thiers an unserm Halse denken und dadurch eine ähnliche kriechende Empfindung in den Gefühlnerven des Halses erwecken. Es ist also die Frage; ging bey dem Blindgebornen, wie er sich das Wort „Vater“ in der Absicht dachte, um sich an ihn zu erinnern, die Zurückkehr der oben genannten Sensationen des Gefühls blos im Gehirne

vor ohne alle Veränderung in den Nerven seiner Hand, wie bey uns Sehenden in solchem Falle die Vorstellung von der äußerlichen Gestalt unsers Vaters ohne Verändetung in den Organen des Auges? Oder erweckte das gehörte oder gedachte Wort „Vater“ in seinen Fingern eine wirkliche, aber schwächere Empfindung von allem, was der Druck der väterlichen Hand sie vormals fühlen ließ? Im letzten Falle war er uns Sehenden gleich, und man könnte es als einen Grundsatz festsetzen, daß sich abwesende Sensationen des Gefühls unserm Gedächtniß und unser Imagination nicht anders als durch eine wirkliche Wiederholung derselben in den Organen dieses Sinnes gegenwärtig machen lassen: im ersten Falle würde das Gegentheil folgen, und das Gefühl käme mit dem Gesicht in diesem Punkt überein. Beide Fragen werden unausgemacht bleiben, weil man Blindgebornen nicht begreiflich werden kann: die Sprache der Sehenden nimmt alle Ausdrücke vom Gesichte her, und Personen, die durch diesen Sinn niemals Empfindungen erhielten, lernen zwar unsere

vom Gesicht entlehnten Redensarten, aber sie haben andere Ideen dabey; und man müßte daher erst eine eigene Sprache erfinden, um genau von ihnen heraus zu bringen, was in ihnen bey den Erinnerungen der Gefühlsensationen vorgeht.

Allein sie können dieses auch auf eine andere Art leisten, die uns Sehenden gleichfalls erlaubt ist. Wenn ich mir vorstelle, als wenn ich mit dem Finger auf die Hornhaut meines Auges drückte und sie hineinquetschte, so entsteht auf diese Vorstellung eine doppelte Veränderung in den Nerven; erstlich fühle ich an dem Auge selbst, das durch einen solchen Druck litte, einen Zuck nach innen, und zweitens zu gleicher Zeit eine dem innern Schmerze ähnliche Empfindung, die sich bis zur Brust herab erstreckt. Das nämliche begegnet mir und wahrscheinlich den meisten Menschen, wenn ich von einer schmerzhaften Operation mit einer Wunde höre, oder mir das Zwicken mit glühenden Zangen, das Rädern oder ähnliche Sachen denke: ich fühle am Nacken, oder wo ich mir sonst vorstelle, daß den

Delinquenten das Rad trift, einen Zuck und einen innern Schmerz, der in meinen jüngern Jahren vom Kopfe aus alle Nerven durch Rücken, Brust und Eingeweide erschütterte. Man kann also seiner Imagination eine abwesende Sensation des Gefühls auch dadurch gegenwärtig machen, daß man eine ähnliche innere Empfindung in einem oder etlichen Nerven erregt, z. B. das Gefühl einer empfundenen starken Kälte dadurch, daß man in den Nerven vom Gehirn aus einen Schauder hervorbringt. Bey uns Sehenden geschieht dieses, mit unserm Willen oder ohne ihn, durch eine Idee, durch lebhafte Vorstellung eines sinnlichen Bildes: wir denken uns einen Delinquenten, der auf der Erde liegt, und einen Scharfrichter mit erhabenem herabfallenden Rade neben ihm. Aber wie soll ein Blindgeborner das thun, da er gar keine Gesichtsideen hat, noch haben kann? — Ich weis hier keinen andern Ausweg, als daß bey ihm, indem seine Seele die gehabte Sensation einer großen Kälte, das Brennen des Feuers oder des Schmerzes von einem Schnit-

te wieder gegenwärtig wird — daß alsdann unmittelbar, ohne die Dazwischenkunft einer Idee, eine innere, der Kälte, dem Brennen oder dem Schmerze analogische Empfindung entsteht.

Die letzte Art, sich eine abwesende Sensation gegenwärtig zu machen, findet auch bey Geruch und Geschmack Statt: wir können zwar nicht willkührlich durch Vorstellungen auf die Nerven der Zunge und Nase wirken und etwas einer gehabten Empfindung ähnliches darin wiederholen, wie bey dem Gefühle; allein so sehr uns diese Art der Erinnerung bey jenen zwey Sinnen verwehrt ist, so sehr ist doch die andre in unser Gewalt; will sich ein erfahrner Esser an den Wohlgeschmack eines Gerichts erinnern, so erregt er eine ähnliche innere Empfindung. Daß solche Personen etwas empfinden mögen, folgt daraus, weil ich einigemal bemerkt habe, daß gemeine Leute, die gewöhnlich ganz Natur sind, mit der Zunge schmazten, wenn sie sich erzählten, daß sie bey einer besondern Gelegenheit etwas gegessen hatten, das nicht alle Tage an sie es kommt; „es

„schmeckt mir noch gut," war ihr Ausdruck dabey. Daß solche Erinnerungen bey den Gerüchen kurz nach dem sinnlichen Eindrucke möglich sind, das ist unzweifelhaft: wenn man von einem sehr wohlriechenden Blumenbeete oder von einem Orte weggegangen ist, wo uns die Abendluft die angenehmen Ausflüsse der Lindenblüte zuführt, so ziehen wir die Luft in die Nase, und es erfolgt zwar keine Sensation im Geruchnerven, aber eine wohlthuende innere Empfindung; und bey manchen Menschen müssen sich die Sensationen selbst wiederholen, weil sie immer noch zu riechen glauben, nachdem sie lange den Ort verlassen haben, obgleich schlechterdings keine Geruchtheilchen ihre Nerven mehr berühren können.

Wie aber, wenn die Zurückwirkung auf die Organe sogar bey den Erinnerungen des Gesichts und Gehörs Statt fände, ob wir gleich diese beiden Sinne vorhin davon ausschlossen? wenn wir, indem wir uns abwesende Menschen, Städte, Figuren oder die Melodie eines Liedes gegenwärtig machen, gleichfalls auf die Organe des Auges

oder Ohres von innen wirkten, wie bey dem Gefühle, um etwas der wirklichen Sensation ähnliches zu veranlassen? — Mir kommt es so vor. Wenn ich das Bild eines Gartens, den ich vor vielen Jahren sah, recht lebhaft in mir erneuern will, und es mir nicht gleich gelingt, weil die Länge der Zeit es vertilgt hat, so halte ich entweder die Hand wie einen Schirm über die Augen, oder ich ziehe die Augenlieder herab,*) beides in der unbewußten Absicht, daß weniger Lichtstrahlen ins Auge fallen, oder daß die hinein fallenden dichter auf Einen Punkt zusammengedrängt werden sollen; zu gleicher Zeit ziehe ich das Auge nach innen hin, als wenn ich es gerade in den Kopf hineinziehen wollte, und etwas unter dem Hintertheile des Kopfs nach dem Auge her; die Empfindung dabey ist ungefähr, wie wenn Jemand, dessen Hände mit Stricken aus einander gezogen würden, sie beide in

*) Diese letzte Bewegung ist das nämliche Hülfsmittel, das ich bey meinem kurzen Gesichte auch brauche, um einen zu entfernten äußerlichen Gegenstand zu erkennen.

gerader Linie entgegen bewegen wollte; er würde alsdann einen Widerstand fühlen, der ihm nur erlaubte, eine der andern bis zu einem gewissen Punkte zu nähern, und zugleich eine Anstrengung, sie beide näher zu bringen, als der Widerstand es zuläßt. Zuweilen verberge ich den Stern völlig unter dem obersten Augenliede, oder ich schließe die Augen ganz zu; und in allen diesen Fällen kann ich mir ehemals geschehene Dinge, oder auch bey dichterischen Arbeiten selbsterfundene Personen, Gegenden, Handlungen viel lebhafter und anschaulicher denken. Man schlösse sehr falsch, wenn man glaubte, daß diese Bewegungen geschähen, um die Lichtstrahlen im Kopfe zu konzentriren; denn das Hülfsmittel thut die beste Wirkung, wenn ich die Augen zuschließe: eben so falsch wär es, wenn man vermuthete, daß ich die Lichtstrahlen im Gehirne zusammendrängen wollte; denn wahrscheinlich sind keine darin, und kommen keine hinein. Nein, die Natur führte mich ohne mein Wissen und Wollen auf jene Bewegungen, um mich verhüten zu lehren, daß gar keine Eindrücke

von außen ins Auge geschehen, und daß ich folglich keine Sensationen bekomme, die Ideen erwecken und das Bewußtseyn zertheilen. Diese Absicht wird dadurch noch wahrscheinlicher, weil mich in meinem Nachdenken blos Ideen stören, die ich durchs Gesicht empfange: in der geräuschvollen Gasse, wo ich itzt wohne, hackt ein Fleischer Wurst, ein Bötticher schlägt Reifen an seine Fässer, aus der Ferne tönt das Klingen eines Metalls, woran ich weis nicht welcher Professionist hammert, Kutschen fahren, Kinder schreyen, Fuhrmannswagen kehren neben mir mit ziemlichem Getöse ein, Leute sprechen, Salatweiber und Schuhwachshändler rufen ihre Ware aus, Hunde bellen, und Weiber zanken sich, wenn die Umstände es erfodern, meine Fenster stehen offen, und dieser Lärm erschüttert bald Stückweise, bald in Einem Tutti zusammen meine Ohren, ohne meine Aufmerksamkeit zu unterbrechen, wie ich diesen ganzen Vormittag hindurch erfahren habe: ich bekomme von allen den unseligen Geräusche lebhafte Sensationen, aber keine Ideen, die denen ähn-

lich sind, die ich eben denke. Hingegen ein Blick auf eine Blume in der Tapete, auf ein Buch, das vor mir liegt, kann mein Nachdenken und die Lebhaftigkeit meiner Vorstellung schwächen; und ein Mensch, der zur Thüre hereinkommt, reißt den Faden meiner Gedanken ganz ab. Wenn ich also die Augen zumache oder bedecke, will ich alle Sensationen vermeiden, die eine Imaginationsvorstellung veranlassen.

Indessen glaube ich doch dabey noch mehr zu thun. Lichtstralen sind mir freilich im dunkeln Kopfe bey dem Denken nichts nütze, aber Nervenbewegungen kann ich dabey brauchen. Sollte ich also wohl zu viel behaupten, wenn ich glaubte, daß ich bey einem solchen Ziehen des Auges nach innen wirklich auf den Sehnerven wirke und darinnen eine ähnliche Veränderung veranlasse, als erfolgen würde, wenn die Vorstellung des sinnlichen Gegenstandes, den ich mir eben denke, durch eine wirkliche Sensation ins Gehirn käme? Wären die Nerven des Auges kein Werkzeug der Imagination, warum würden sie bey einer zu

starken Anstrengung dieses Vermögens unmittelbar angegriffen? warum geschieht es den Nerven des Geruchs und Geschmacks nicht, da der Geruchsnerve mit dem Gesichtsnerven aus Einem Theile des Gehirns entspringt *)? — So beweisend dieses scheint, so kann man ihm gleichwohl entgegensetzen, daß der Gehörnerve von einer lebhaften Geistesbeschäftigung auch angegriffen wird, ob man ihn schon gewiß nicht dabey braucht: es entsteht Klingen oder Sausen in den Ohren. Die Wirkung erstreckt sich zuweilen bis in den Rücken und verursacht einen Schauder, oft, und wie Tissot und Zimmermann versichern, am ersten auf Magen und Gedärme. Es scheint also vielmehr vom jedesmaligen Tone der Nerven abzuhängen, welche unter ihnen in einem solchen Falle den stärksten Reiz im Gehirn empfangen sollen. Gleichwohl gebe ich meine Meinung immer noch nicht ganz auf, weil mich ein gewisses Selbstgefühl darin bestätigt, das sich freilich nicht be-

*) Hallers Physiol, §. 357,

schreiben läßt; auch das Wachsthum der Einbildungskraft bey Blindgewordenen scheint dafür zu seyn und zu beweisen, daß die innere Reizbarkeit des Nerven vermehrt wird, wenn die äußere ganz aufhört. Bey allen Zweifeln, die man gleichwohl wider die Nothwendigkeit einer solchen Mitwirkung der Gesichtsnerven machen kann, muß man wenigstens so viel einräumen, daß die Wiederholung der Sensation vermittelst eines innern Reizes ein Mittel ist, die damit verbundene Idee lebhafter zu machen, und daß sie daher ohne unsern Willen von selbst geschieht, wenn wir einer dunkeln Vorstellung zur Anschaulichkeit verhelfen wollen. Man könnte hinzusetzen, daß wir uns dieser Zurückwirkung auf die Sehorgane darum nur in wenigen Fällen bewußt zu werden scheinen, weil bey dem Auge überhaupt die Sensationen unmerklich sind und von den Vorstellungen ganz verdunkelt werden, welches bey dem Gefühle umgekehrt ist.

Bey den Tönen bin ich weniger zweifelhaft: wenn ich eine Melodie in Gedanken singe, oder bey dramatischen Arbeiten erdich-

tete Personen dialogiren lasse, so habe ich dabey eine wirkliche Empfindung von der Verschiedenheit ihres Tons und ihrer Stimme, doch nicht als wenn sie von außen in die Ohren schallte, und bleibe ich bey derselben Arbeit zu lange hinter einander, so wird diese Empfindung von den Stimmen der Redenden so stark, daß sie mich belästigt. Ein einzigesmal in meinem Leben gelangte sie bey einer Arbeit, die mich sehr an sich fesselte, zu der Stärke einer wirklichen Sensation, die aus einem äußern Schalle entsteht, doch ohne das Bewußtseyn zu verlieren, daß sie nicht von außen kam. Das Phänomen erschreckte mich, und seit der Zeit hüte ich mich, die Liebe für einen Plan so weit zu treiben: so bald der Dialog in den Ohren zu lebhaft wird, werfe ich meine Arbeit weg und leite mich allmälich zum Nachdenken über einen abstrakten Gegenstand: das ist das einzige Heilungsmittel, das die sprechenden Personen zum Schweigen bringt und ihre Reden in ein Ohrenklingen verwandelt, das sich verliert, ohne daß ich weis wenn und wie. Auch mit Vorsatze läßt es

sich bis zu einem gewissen Grade dahinbringen, allein es wird sehr bald zu einem Ohrenklingen; und zu weit treibt man einen solchen Versuch aus guten Gründen nicht gern. Doch was ist alles das gegen einen sibirischen Zauberer, *) der durch die Wirkung seiner Imagination auf äußerst bewegliche Nerven wirklich Hunde bellen, Geister sprechen, Drachen brüllen hört? was gegen so viele Fanatiker, gegen Schwedenborgen und Konsorten, die ihre eigenen Gedanken, Urtheile und Muthmaßungen aus dem Munde eines Engels mit ihren Ohren zu hören glauben? — Aus allen diesen Beispielen folgt, daß Vorstellungen, besonders bey einer großen Beweglichkeit der Nerven, wirkliche Gehörsensationen erregen können, und daß es dienlich ist, die damit verbundenen Ideen lebhafter zu machen: je stärker meine Personen in den Ohren dialogirten, desto anschaulicher wurde meine Vorstellung von der Scene, die ich bearbeitete. Daß eine Wiederholung der Sensation in den Gehör-

*) Pallas Reisen.

organen nöthig ist, um Töne zu denken, folgt freilich nicht daraus; aber mein Selbstgefühl macht es wahrscheinlich, wenn ich eine Melodie in Gedanken singe: doch räume ich auch ein, daß in solchem Falle das Klingen der Töne in den Ohren nur nach dem Gesetze der Verknüpfung geschehen kann, nach welchem bey jeder innern Vorstellung leicht die Nervenveränderungen wieder erfolgen, die geschehen müssen, wenn wir die Vorstellung durch einen äußern Eindruck empfangen.

Das Resultat ist also — „daß man, um sich abwesende Sensationen des Gefühls gegenwärtig zu machen, in den Organen dieses Sinnes etwas der Sensation ähnliches wiederholen **muß**, es geschehe willkührlich oder unwillkührlich, das scheint ausgemacht; die **Nothwendigkeit** einer solchen Zurückwirkung auf die Organe bleibt zwar bey den Vorstellungen des Gehörs und Gesichts zweifelhaft, aber die angeführten Gründe beweisen doch, daß sie zur Klarheit und Lebhaftigkeit der Erinnerungen und Imaginationsideen ungemein beyträgt.“

Ein neuer Unterschied zwischen dem Gefühl und den übrigen Sinnen besteht darin, daß jeder von diesen an einen gewissen Ort des Körpers eingeschränkt ist, und daß jenes sich über die ganze äußere Haut des Menschen erstreckt: man könnte sagen," über alle äußere Nervenenden," allein wir reden hier blos von dem Gefühle als einem äußern Sinne, in so fern es durch Ursachen erregt wird, die außer dem Körper sind. Es thut sogar in das Gebiet der andern Sinne Eingriff; denn ein Druck mit einem Nadelkopfe auf die Zunge bringt die nämliche Empfindung hervor, als wenn er auf die Hand, die Brust, den Fuß geschieht: keine andre erfolgt in der Nase, nur daß der Druck immer schwächer seyn muß, je weiter wir mit der Nadel hinauf gehen, weil dort die Häute dünner sind: für den Sehnerven, wenn wir dazu kommen könnten, wäre wahrscheinlich kein Druck schwach genug, um keine Konvulsion zu erregen. Bey aller Verschiedenheit der Stärke bleibt sich doch die Art des Eindrucks ähnlich; und man könnte daher auf die Gedanken gerathen, dem Menschen nur

Einen Sinn beyzulegen, oder auch drey, Gesicht, Gehör und Gefühl, und Geschmack und Geruch für zwey Untergattungen des Gefühls anzusehen. Genau betrachtet, würde sich eine solche Eintheilung auf einen doppelten, sehr verschiedenen Verstand des Wortes „Gefühl“ gründen, und wir wollen daher die Sache in andern Ausdrücken untersuchen. Den Sehnerven hat die Natur mit so vielen Häuten beschützt, daß er keinen andern Eindruck als vom Lichtstrahle empfangen kann; und es lassen sich daher nur mit den benachbarten Nerven der Drüsen und Muskeln Versuche machen. Man sprütze also etwas von dem scharfen Oele der Zitronschale ins Auge; auf diesen Reiz ergießen sich alle Behältnisse und erfüllen das Auge mit Wasser, die Augenlieder schließen sich, und man ist nicht im Stande ihrem Zuge zu widerstehen. Man sprütze es in die Nase, und es erfolgt zwar das nämliche, sie wird voll Feuchtigkeit, und man nießt, wenn die Dose stark genug ist, daß ihre Wirkung bis an die Organe reicht, die bey dem Nießen die Luft aus der Lunge heraufziehn und durch

die Nase herausstoßen; aber ehe dieses geschieht, gelangt zu unserm Bewußtseyn etwas, das wir uns durch das Auge nicht verschaffen können — die Empfindung des Zitronengeruchs. Wird es in den Mund gesprützt, so erregt es weder ein solches Beißen wie im Auge, noch ein solches Kribeln wie in der Nase, sondern einen sehr mittelmäßigen Reiz und einen bittern Geschmack. Die Haut an den Händen und am ganzen Leibe kann man mit diesem Oele besprützen, oder Zitronenschale auf ihr abreiben, ohne daß eine besondere Empfindung erfolgt, wie der Geschmack auf der Zunge und der Geruch in der Nase: hätten wir aber am Finger eine Wunde, daß die Haut ganz abgestoßen wäre, und die Nerven sehr bloß lägen, so entstände gewiß das nämliche Zucken und der nämliche Schmerz, wie im Auge, wenn man etwas von dem Oele der Zitronenschale auf die Wunde drückte. Will nun Jemand die ähnliche Wirkung dieses Oels in den Nerven aller Sinne, Gefühl nennen, so kann er freilich sagen, „das Ge-

fühl ist kein besonderer Sinn, sondern den Werkzeugen aller Sinnen eigen und also blos eine allgemeine Eigenschaft der Nerven:" aber alsdann würde ihm ein Ander entgegensetzen, „nein, das Gefühl muß ein besonderer Sinn seyn; denn das Oel der Zitronenschale bringt in Auge, Nase und Munde Sensationen hervor, aber gar keine in allen Theilen der äußern Haut, die wir zum Sitze des Gefühls machen: jenes Oel muß folglich kein Gegenstand dieses Sinnes seyn." — „Ihr habt Beide Recht, und Beide Unrecht," könnte ihnen ein Dritter zurufen, der sie vereinigen wollte: „Unrecht, daß ihr von zwey Sachen Ein Wort gebraucht; Recht, weil ihr von verschiedenen Dingen verschiedene Meinungen habt. Auf alle entblößte Nerven thut das Oel der Zitronenschale einerley Wirkung; es reizt sie und theilt ihnen eine zusammenziehende Bewegung mit, der einen Art stärker, der andern schwächer, nach Beschaffenheit ihrer Feinheit und folglich auch der größern oder geringern Elasticität in der Materie, womit ihre Kanalchen angefüllt sind: wir wollen dieses unter-

dessen eine mechanische Wirkung nennen. Hingegen auf so oder so verwebte, so oder so bedeckte Nerven ist der Effekt jenes Oels nicht gleich: die Häute und Feuchtigkeiten des Auges verwehren ihm allen Eindruck auf den Sehnerven, die Knochen, Knorpel, klebrigen und flüssigen Säfte des Ohres, die dicke unempfindliche Oberhaut (epidermis) nebst dem netzförmigen Schleime unter ihm thun das nämliche, und diese Art der Nervenbedeckung beweist, daß das Zitronenöl auf diese drey Sinne keine sinnliche Wirkung thun soll. Das Gefühl, als eine mechanische Wirkung betrachtet, ist eine allgemeine Eigenschaft aller Nerven im ganzen Körper; allein als sinnliche, ist es nur der Antheil der Nerven, die unter der Oberfläche unsers Körpers sich in Wärzchen endigen und mit der äußern Haut bedeckt sind: das mechanische Gefühl ist folglich über den ganzen Körper verbreitet, aber das sinnliche nur auf den Ort eingeschränkt, wo es Nerven mit der angegebnen Struktur und Bedeckung giebt." —

„Aber so fließt doch wenigstens Geruch, Geschmack und Gefühl in Einen Sinn zusammen.“ — Auch das nicht! Wir können das Oel der Zitronenschale mit der Zunge nicht riechen, mit der Nase nicht schmecken; beide Werkzeuge geben ganz verschiedene Sensationen; und mit der Oberhaut des Körpers empfinden wir es gar nicht: schon diese negatife Eigenschaft beweist, daß die gewöhnliche Eintheilung der Sinne nicht ganz ohne Grund ist. Bestände gleichwohl ein Philosoph darauf, daß der Mensch nur drey Sinne haben soll, und daß Geschmack nebst Geruch nur zwey Gattungen des Gefühls seyn sollen, so könnte ihm Niemand abstreiten, daß diese Klassifikation richtiger wäre als die gemeine: allenfalls ließe sich noch dagegen einwenden, daß sich auf der Zunge, wenn wir essen, ein Saft ergießt, der die Oele und Salze aus den Speisen auflöst, um sie den Nerven empfindbar zu machen, und daß die Haut über den Geruchwärzchen von einer Feuchtigkeit bedeckt wird, die wir Rotz nennen, und die dazu dient, daß sie den mechanischen Reiz

der scharfen Geruchtheilchen mildert, da hingegen das eigentliche Gefühl blos durch den Druck eines Körpers auf die Haut ohne Mitwirkung eines Safts geschieht. Die ganze Sache ist eine so große Kleinigkeit, daß es nicht der Mühe lohnt, die gewöhnliche Eintheilung zu verlassen, ob ich gleich glaube, daß es philosophischer ist, die sinnlichen Wirkungen der Körper auf den Menschen nur in drey Hauptklassen zu ordnen, und ihm also nur drey Sinne beyzulegen.

Die Fähigkeit der Sinne, einen höhern oder geringern Grad der Vollkommenheit zu erreichen, (ihre Perfektibilität) scheint gleichfalls einen Unterschied unter ihnen zu erzeugen. Die meisten Wunder erzählt man uns von Gesicht und Gefühl: die Fabel des Lynceus ist bekannt, und nicht weniger die Bemerkung, die Rousseau anführt, daß ein Hottentot vom Vorgebirge der guten Hoffnung Meilen weit Schiffe auf dem Meere kammen sieht, wo ein Europäer noch keine mit den Ferngläsern wahrnimmt. Ich habe von einem Jäger gehört, der etwas

ähnliches leistete: er sah einige Meilen weit mit bloßen Augen Städte und Dörfer, die sein Herr nur durch ein Fernrohr wahrnahm. Von einem Offiziere weis ich ein auffallendes Beispiel, der sechs Meilen weit ein weißes, frisch angestrichnes, vielleicht zwanzig bis dreißig Ellen hohes Lusthäuschen auf einem Berge mit bloßen Augen erkannte: wenn die Sonne auf das Gebäude schien, und der Himmel dahinter von schwarzen Wolken dunkel war, konnte ich mit meinem gewöhnlichen Fernglase etwas weißes, aber undeutlich blinken sehn, das ist wahr; aber dieser Mann wollte sogar die neu vergoldete Windrose und Fahne auf dem Dache erblicken, und wo ich mich nicht irre, auch die eiserne Stange eines Blitzableiters, die vom Dache an der Mauer herab in die Erde lief: doch will ich ihm das letzte nicht Schuld geben, weil ich mich nicht genau darauf besinne. Daß man das schärfste Gefühl bey Wilden, die am Seeufer wohnen oder von der Jagd leben, und unter uns bey Jägern, Offizieren und andern Personen suchen muß, die von Jugend auf sich üben in die Ferne

zu sehn, ist leicht zu vermuthen; und es wäre daher eine Aufgabe, das Verhältniß des bloßen Auges bey solchen scharfsehenden Menschen gegen unsere besten Gläser zu bemerken. Allein so sehr es eine Vollkommenheit ist, scharf in der Weite zu sehen, so sehr ist es auch eine, sehr kleine Gegenstände in der Nähe zu erkennen: wer die eine besitzt, dem fehlt die andere, und muß ihm fehlen, weil sich jede auf einen besondern Bau des Auges gründet. Ich habe von einem Manne gehört, der mit bloßen Augen das Vater unser in einen Raum schrieb, den ein kleiner silberner Pfennig bedeckte, und wo andre Menschen nur mit dem Vergrößerungsglase Buchstaben unterschieden: er soll noch mehr solche Tausendkünste gemacht haben, die einen sehr mikroskopischen Bau des Auges voraussetzen. Unter diese Rubrik gehören auch die Künstler, die menschliche Figuren in Kirschkerne schneiden, die Uhrketten, Miniaturgemählde in Ringe und Berlocken machen, und wenn es wahr ist, daß einmal ein griechischer Künstler aus Elfenbein einen Wagen mit zwey oder vier Pfer-

den (bigam aut quadrigam) verfertigte, den eine Fliege mit ihren Flügeln ganz bedecken konnte, so ist er ein merkwürdiges Beispiel von mikroskopischer Vollkommenheit des menschlichen Auges. Es giebt eine kalkweiße schuppiche Menschengattung, die man in Afrika **Albinos** und in Asien **Kakerlaken** nennt: die Franzosen geben ihnen den Namen Negres-blancs, und alle Besonderheiten ihres Körpers mögen ihren Grund in einer unbekannten Krankheit haben, die sie mit sich auf die Welt bringen *). Diese Unglücklichen haben ein so schwaches Gesicht, daß sie am Tage den Augapfel ganz zumachen, weil sie das Licht nicht ertragen können: in der Dämmerung hingegen öffnen sie ihn sehr weit, um desto mehr Strahlen aufzufangen, und sehen alsdann besser als andere Menschen, daher sie von den Engländern in Darien Moon-ey'd genennt wurden, wie

*) De Pauw in Recherches sur les Americains T. 2. p. 5 — 47. hat ihnen eine genaue Untersuchung gewidmet: auch Blumenbach de generis humani varietate p. 85 — 87. setzt besonders den Fehler ins Licht, von dem hier die Rede ist.

Blumenbach aus dem Wasser anführt. Der Stern ihrer Augen ist nach Verschiedenheit der Richtung bald rosenroth, bald bleumourant, bey manchen ist er auch hellgelb und fällt etwas ins Blutfarbige: sie blinzen beständig und schielen stark. Da sie äußerst tumm sind, so hat man noch nicht von ihnen herausbringen können, ob sie Farben sehen, oder ob ihnen alle Gegenstände gleich blaß und in Nebel gehüllt erscheinen, welches der Herr von Pauw für wahrscheinlich hält; ob sie alles doppelt erblicken, oder ob sie nur Eine Gesichtsaxe haben, wie wir. Auch Kardan *) will einen Vater mit weißen Augen gehabt haben, die in der Nacht sahen: sein eigener ältester Sohn glich dem Großvater hierin, und er selbst sah in seinen ersten Jahren alles im Dunkeln, wenn er des Nachts aufwachte: allein ich setze ein Mistrauen in die Aussage eines Mannes von so außerordentlicher Imagination, wie

*) Cardan. in vita propria. Pater oculis albis et quibus noctu videret. — Prima juventa nuper experrectus in maximis tenebris omnia lustrabam.

dieser Philosoph hatte: er sah immer Dinge, wo nichts war, und er konnte daher in dem Augenblicke, wenn er plötzlich aufwachte, (nuper experrectus) die hellen Bilder seines Gehirns für wirkliche Sensationen halten, welches mir selbst zwischen dem zwölften und vierzehnten oder funfzehnten Jahre etlichemal begegnet ist; allein die Täuschung dauerte vielleicht nicht eine Viertelminute. Ich glaubte bey dem Aufwachen die Kammer, worin ich schlief, so deutlich, so erleuchtet und mit allen Möbeln zu sehen, wie ich sie sah, da ich mich schlafen legte, und eh ich das Licht auslöschte: ich richtete mich auf, und in wenigen Augenblicken sah ich nichts als eine dunkle Kammer: deswegen mach ich doch keinen Anspruch auf die Ehre, im Finstern zu sehen. Daß es Menschen geben mag, die es leisten können, daran läßt sich nicht zweifeln, weil es Thiere giebt, denen es natürlich ist, wie Katzen, die des Nachts so gut sehen als am Tage, wie Eulen und Fledermäuse, die das Licht scheuen und Freunde der Finsterniß sind. Der Grund liegt im Bau der Augen: bey den

weißen Kaninchen, die den weißen Negern sehr ähnlich sind, ist die braune Haut (choroidea) nicht dunkel, sondern röthlich, und bey der Katze grün oder gilbich gefärbt: je heller also dieser Theil des Auges bey einem Menschen wäre, desto weniger könnte er das Sonnenlicht ertragen, weil er von der Menge der einfallenden Strahlen geblendet würde, desto besser säh er bey Nacht; und da die Natur die Mannichfaltigkeit so sehr liebt, so wundert es mich, warum sie nicht auch ein ganzes Menschengeschlecht mit hellgrünen, oder gelben, oder rosenrothen Augen hervorbrachte, die nur alsdann von einem paar schönen Augen verwundet werden, wenn wir andere Leute vor Dunkelheit nicht einmal des Mädchen erkennen, dem sie gehören: wär es keine zu große Unbarmherzigkeit, Menschen ein ganzes halbes Jahr blind seyn zu lassen, so hoffte ich, daß wir diese Nachtseher einmal am Südpole fänden. Auch die Augen der Nachtwandler verdienen eine anatomische und optische Untersuchung, wenn es dergleichen Wundermenschen giebt.

Von Gehör, Geruch und Geschmack erzählt man uns weniger sonderbares. Die geübten Ohren eines Tonkünstlers unterscheiden wohl die falschen Töne bey einer Musik von vielen Stimmen viel leichter als Andere, und ich weis nicht, ob es Telemann oder ein andrer Musikdirektor ist, von dem man sagt, daß er in dem zahlreichsten Orchester es bemerkte, wenn bey einer Stimme ein einziger Ton falsch gegriffen wurde; allein dieses war mehr eine Stärke und Schnelligkeit der Beurtheilung, als bloße Vollkommenheit des Ohrs. Die Bemerkung solcher feinen Verhältnisse, Unrichtigkeiten oder Schönheiten ist niemals eine Verrichtung des Sinnes allein, so wenig bey hörbaren als bey sichtbaren Gegenständeu: scharfes Augenmaas, feine Bemerkung der Symmetrie, der Harmonie, des Misklanges setzen zwar allemal sehr biegsame sinnliche Werkzeuge voraus, allein eine geübte schnelle Beurtheilung muß das meiste dabey thun. Die Fähigkeit, leise, weit aus der Ferne, oder, wie man sagt, durch sechs Thüren zu hören, — versteht sich,

wenn sie offen sind! — schwache Töne auch bey dicker Luft zu vernehmen, das sind Vollkommenheiten, die dem Sinn allein angehören. Daß ein hoher Grad der Feinheit in den oben genannten drey Sinnen möglich ist, davon giebt mir meine eigene Erfahrung bey gewissen Zuständen der Nerven einen Begriff. So klein die sichtbare Welt für mich armen Myopen ist, so weit erstreckt sich zuweilen die Hörbare: ich hörte oft in freyer Luft das Sprechen zwischen entfernten Personen, wenn meine Begleiter es nur nach langer Aufmerksamkeit zu hören glaubten, und es bey Annäherung der Sprechenden erst wirklich hörten. Daß es mir mit Gerüchen eben so geht, hab ich schon erzählt, und mannichmal glaube ich sogar die Salze oder Erdtheile zu schmecken, die ich mit der Luft einathme: es könnte zwar auch ein Schleim seyn, der sich auf der Zunge und im Halse angelegt hätte, allein daß ein solcher Geschmack nicht daher rührt, schließe ich daraus, weil er sich bey den Speisen nicht findet, welches allemal geschieht, wenn ihn bloßer Schleim verursacht, und

und weil ich alsdann auch am Essen die guten und bösen Eigenschaften, Schärfe, Säure, Salz stärker empfinde als gewöhnlich: viele andere Menschen werden eben dieselbe Bemerkung an sich machen können, wenn sie auf sich Acht haben wollen. Man wende aber hierauf nicht solche Fälle an, wenn faule Körper sehr heftig ausdünsten: die Luft ist alsdann mit zu vielen groben Theilen angefüllt, die bey dem Einathmen auf die Zunge fallen und nothwendig einen salzigen oder faulen Geschmack erregen müssen. *) Vom menschlichen Geruche ist mir kein so sonderbares Beispiel vorgekommen als in

*) Seit der Zeit, da ich dieses schrieb, bin ich auf eine Ursache gerathen, die mir wahrscheinlicher vorkommt: gewisse Gerüche, wenn nichts vorhanden ist, das so riecht, ein salziger oder andrer Geschmack, wenn wir nicht essen, ist ein Betrug der Sinne und entsteht durch den Reiz einer Schärfe im Magen: zuweilen wirkt er eine bloße Verfeinerung des Gefühls in Nase und Zunge, zuweilen giebt er aber auch den Nerven die Empfindung eines bestimmten Geschmacks oder Geruchs. Ich finde meine Vermuthung von Tissot bestätigt. T. 2. P. 2. p. 81.

einer Reisebeschreibung, *) wo der Reisende von einem Wilden erzählt, der plötzlich unterwegs still stand, schnaufte und rief, „ich rieche einen Bären:“ er läuft davon und kommt in einem paar Stunden mit dem erlegten Bäre zurück. Es wäre glaublich, wenn die Entfernung nicht ein paar Stunden betrüge, wie der Reisebeschreiber sie zur Verstärkung des Effekts auf den Leser angiebt. Wenn man uns sogar bereden will, daß bey der Eroberung von Amerika die Wilden eine eben so starke Witterung von ihren Feinden hatten und einen Spanier Meilen weit riechen konnten, so übersteigt es alle meine Glaubenskraft, es müßte denn auch Nationalausdünstungen, wie Nationalcharaktere geben.

Vom Gefühle der Blinden haben sich vielleicht die meisten wunderbaren Erzählungen ausgebreitet. Man hat mir sehr ernsthaft von einem blinden Maler erzählt, der sehr ähn-

*) In der göttingischen Sammlung von Reisebeschreibungen. Ich führe das Geschichtchen aus dem Gedächtnisse an und kann also den Band nicht angeben: wo ich nicht irre, war es im Zweiten.

liche Porträte machte: er griff den Leuten, die er malen wollte, mit den Händen im Gesichte herum und fühlte auf diese Art die Bildung der hervorstehenden Theile und der Oberfläche. Wer das Märchen erfand, dachte nicht, daß dieses ein Mittel ist, zur Noth ähnliche Nasen, Mäuler, Kinne und Ohren, aber keine ähnliche Porträte zu malen: die Hauptsache, die Lichter konnte er ja nicht fühlen, und also weder Lineamente, noch Farbe: in die Augen wird sich auch Niemand von dem Herrn haben greifen lassen. *) So fabelhaft dieses Geschichtchen zur Hälfte ist, so gewiß hat man mich doch versichert, daß der blinde Vater eines Virtuosen, der noch lebt, nicht allein Schach, sondern auch in der Karte spielte: so Viele haben mich es einmüthig versichert, daß ich nicht widersprechen durfte, ob mir gleich keiner auf die Frage antworten konnte, wie es

*) Es hat wirklich ein blinder Steinschneider, Johann Gonelli, in Italien existirt, den man den Blinden von Combassi nannte, und der auch Porträts gemacht haben soll. Journal encyclod. p. 380.

der Mann machte: ein einziger sagte mir, daß Jeder bey dem Ausspielen seine Karte genannt, und daß alsdann der Blinde sehr ordentlich zugegeben hätte. Daß ein geübter Finger in einer feinen Karte Cöur, Carreau, Tresle, Pik Sieben, Acht u. s. w. durch bloßes Befühlen unterscheiden kann, das ist mir glaublich; denn die aufgedrückte Farbe bildet eine Erhöhung auf der Oberfläche des Blattes, und wenn er die Gränzen dieser unmerklichen Erhöhung fühlt, so fühlt er eine Figur, die ein natürlicher Gegenstand dieses Sinnes ist: ob die Figur schwarz oder roth ist, das kann er schlechterdings nicht fühlen, allein das braucht er nicht, um zu spielen. Fühlt er aufgedruckte Kartenfiguren, so muß es ihm auch leicht seyn, die Bekleidung des Kopfs am Könige, der Dame und dem Valet nebst dem dabey gedruckten Carreau, Cöur u. d. ü. zu unterscheiden: nun kommt es blos darauf an, daß er sich eine Fertigkeit erwirbt, um die einzel stehenden Carreeus, Cöurs alle sogleich zu bemerken, oder wahrzunehmen, ob es ein Bild ist oder nicht, so bald er mit den Fingern über das Blatt

hinfährt. Ohne Fehler wird es niemals abgehn, aber ich kann mir vorstellen, daß es sich auf diese Art zu ziemlicher Geschwindigkeit bringen läßt. Noch eine andere Methode wäre möglich, wenn der Blinde Jemanden bey sich hätte, der ihm die Karten steckte und dann nach der Reihe ins Ohr sagte, wie er sie ihm in die Hand gegeben hat: der Blinde stellt sich sein ganzes Spiel in der Imagination vor und giebt aus der Hand die dritte, zweite oder fünfte Karte zu, wie nach seiner Meinung sein Vortheil es erfodert: er spielt also eigentlich nicht mit der Karte, die er in der Hand hält, sondern die er sich nach der Angabe seines Gehülfen im Kopfe denkt. Diese Methode wird darum desto wahrscheinlicher, weil die Blinden gewöhnlich eine außerordentliche Einbildungskraft haben: auch gehört bey einem Sehenden keine zu große Anstrengung dazu, um sich fünf oder sieben Karten in der Ordnung lebhaft zu denken, wie sie ihm vorgesagt werden. Daß die Farben jemals ein Gegenstand des Gefühls seyn können, ist schlechterdings unmöglich: ein Blinder, der ein

Scharlatan seyn will, kann wohl in Erstaunen setzen, wenn er eine Karte befühlt und sagt, „das ist roth; das ist schwarz:“ allein er fühlt die Röthe oder Schwärze nicht, sondern die aufgemalte Figur des Carreau oder des Trefle, und weil er weis, daß ein Carreau roth, und ein Trefle schwarz ist, darum kann er die Farben der Karte nennen: man gebe ihm ein Stück rothen oder schwarzen Tafet, und sein Gefühl wird keine Farbe mehr empfinden. Ich glaube sogar, daß ein Blinder, wenn er sich Mühe gäbe, mit den Fingerspitzen lesen lernen könnte, aber nur solche Alfabete, deren Buchstaben meist aus geraden Linien zusammengesetzt sind und wenige Schnörkel haben, wie das Hebräische und Lateinische, oder das große griechische; die kleinen griechischen Buchstaben haben schon zu viele krumme Linien, und die teutschen noch mehr: hebräische, wenn sie recht stark auf feines Papier gemalt sind, muß man fühlen können, desgleichen stark gezeichnete geradliniche Figuren, Linien, Triangel, Quadrate, Vielecke; bey krummlinichen muß es schon mehr Schwierigkeit machen.

Bey dem Menschen scheint auf diese Art Gesicht und Gefühl, nächstdem das Gehör, und nach diesem der Geruch der größten Vollkommenheit fähig zu seyn, doch mit allen steht er unter den Thieren: es giebt vielleicht keins, das sie alle in so verhältnißmäßigem Grade beysammen besitzt, wie ein gesunder, gut organisirter Mensch, aber viele, die ihn an der Stärke eines einzeln Sinnes weit übertreffen. Was vermag er mit seinem Gesichte gegen Adler, Falken, Habicht, Eule, Fledermaus, Fliege und so viele Insekten, die wahre Vergrößerungsgläser zu ihren Augen haben müssen? Was gegen das leise Gehör und den feinen Geruch des Hundes? Was gegen die Fühlhörner der Insekten und die Fühlfaden der Gewürme? Allein übertreffen ihn gleich alle Thiere an der Schärfe Eines Sinnes, vielleicht auch Manche an der Schärfe aller, so kann doch keins mit seinen schärfsten Sinnen so viel umfassen als Er: die Thiere haben den Vorzug der Intension, die Menschen eine größere Extension. In welchem Thiergeschlechte giebt es Individuen mit teleskopi-

schen, andere mit mikroskopischen Augen? Das menschliche ist zu beiden entgegengesetzten Vollkommenheiten bis zu gewissem Grade fähig. Welches Thierauge kann so viele Gegenstände auf einmal zusammenfassen als wir? Mit Einem Blicke übersehen wir eine ganze Landschaft: das Thier sieht immer nur das Einzele und nie ein Ganzes, allein diesen Vorzug haben wir unser innern Organisation zu danken. Kein Thier kann ein Regiment, nicht eine Kompagnie Soldaten überblicken, keins in einer Landschaft die einzelen Gegenstände unterscheiden und sie doch zu gleicher Zeit beysammen als ein Ganzes sehn: sogar ein Mensch vermag es, den die Natur mit keinem scharfen Gesichte begünstigte, wenn sie ihm nur eine schnelle Unterscheidung und lebhafte Imagination gab. Kein Thier kann so viele Töne neben und durch einander hören, jeden unterscheiden und doch alle zusammen in Einem Zeitpunkte empfinden, wie wir bey einer Musik: manche Hunde heulen bey der menschlichen Musik, weil das Chaos von Tönen, das sie auf einmal empfinden, ihre Ohren beleidigt, und

Kanarienvögel hab ich so still und ängstlich zusammengedrückt in ihrem Bauer bey einem Konzerte sitzen sehn, als wenn sie des Himmels Einsturz befürchteten. Daß die Sensationen des Auges und Ohres bey uns ein Gegenstand der Imagination und des Gedächtnisses sind, und daß wir, indem sie uns von außen mitgetheilt werden, unsere innern Kräfte, Unterscheidung, Vergleichung, Zusammenfassung, Beurtheilung zugleich gebrauchen können, das giebt uns eine große Ueberlegenheit. Der Geschmack der Thiere, die von Vegetabilien leben, ist nicht vollkommener, sondern eingeschränkter als der unsere: hält man solchen gefräßigen Geschöpfen, wie den Kühen, etwas vor, das nicht zu ihrer Kost bestimmt ist, so riechen sie daran, und giebt es ihnen keine Empfindung, wie sie von ihrem gewöhnlichen Futter empfangen, so wenden sie sich davon weg: manche Freßbegierige lecken erst noch daran, ehe sie davon gehen, die Nerven ihrer Zunge und Nase sind mit ihrer Empfindungskraft nur auf wenige Sensationen eingeschränkt: was ihnen diese nicht giebt, das giebt ihnen

wahrscheinlich gar keine, weil manche Gefräßige so lange und so stark schnaufen, um der Sache einen Geruch abzugewinnen. Vor starkriechenden Dingen, wie vor dem Weine, läuft ein Hund: er giebt ihm eine zu heftige und folglich widrige Empfindung. Daß es nicht feine Unterscheidung, sondern Einschränkung des Sinnes ist, wenn sie Dinge verachten, die nicht für sie bestimmt sind, folgt daraus, weil sich Kühe und Schafe so leicht vergiften: warum fräßen sie das Blatt, worauf ein schädlicher Thau liegt, oder das tödtliche Kraut, das versteckt unter dem guten Futter wächst, wenn ein unterscheidender Instinkt sie leitete? — Auch der scharfe Geruch des Trüffelhundes ist Einschränkung: er wird eingesperrt, die Wurzel liegt beständig bey ihm, er bekommt einige Zeit wenig oder gar nichts zu fressen, er muß vor Hunger an der Wurzel riechen und lecken, und wenn er heulend nach Fressen verlangt, hält man ihm eine Trüffel vor: seine Nerven gewöhnen sich dadurch an eine gewisse Sensation: diese geräth mit seinem Hunger in Verknüpfung: so oft er also an

einen Ort kommt, wo der Trüffelgeruch ausdünstet, so entsteht Hunger bey ihm, und er gräbt nach der Wurzel; und er muß ihren Geruch desto leichter empfinden, weil seine Nerven während der Lehrzeit so starke und so häufige Eindrücke davon empfangen haben. Das nämliche geschieht auch mit Jagdhunden, wie man mir erzählt hat.

Die Sinne jeder Thiergattung, und also auch die menschlichen, sind folglich auf eine bestimmte Anzahl Gegenstände eingeschränkt, von denen sie Sensationen empfangen: die Fliege sieht und saugt Zuckertheilchen auf einem Tische, wo unser Auge nicht ein Stäubchen erkennt: das trockne Holz giebt uns keinen Geschmack, und doch weis der Holzwurm öliche Theile darin zu finden, und findet sie im frischen nicht, das sie doch in einer größern Menge enthalten muß, weil sie ihm zu grob, nicht abgesondert genug, mit den wäßrigen zu sehr vermischt sind. Die Sinne jeder Gattung, und also auch unsere, erhalten von jedem Gegenstande eine eigene angenehme oder unangenehme Empfindung: das Graß, das Ochsen, Kühen

und Pferden so wohl schmeckt, hat für unsere Zunge keinen Reiz: die Disteln, die dem Esel sowohl behagen, sind kein Gericht für den Hund: der Dampf des Blutes und rohen Fleisches, den manche Hundearten so gern riechen, labt die Nase des Pferdes nicht.

Die genauere Untersuchung der Unterschiede im Mechanismus der Sinne ist mit Fleiß bis hieher verspart worden, weil wir vorher einige Begriffe entwickeln mußten, die sie uns erleichtern können. Die Struktur der äußern Nervenenden ist unstreitig so verschieden, wie sie zu Anfange dieser Abhandlung *) beschrieben wurde, wenigstens wollen die Anatomiker sie so bemerkt haben, obgleich im Grunde die Verschiedenheit in nichts bestehen mag, als daß die Fühlwarzen Bündel vereinigter Nervenspitzen sind; und wäre dies, so böte auf der Zunge und der ganzen äußern Haut der Nerve eben sowohl, wie im Auge, dem Eindrucke seines Gegenstandes die Spitze dar: allein bey dem Gefühl und den zwey verwandten

*) S. 33. 34.

Sinnen mußtedie Natur viele Nervenspitzen zusammen vereinigen, damit sie den Gegenstand an vielen Punkten zugleich berühren konnten, weil alles, was auf Geruch, Geschmack und Gefühl wirkt, Flächen, Seiten und Enden hat: bey Aug und Ohre war eine solche Zusammenknüpfung der Nervenspitzen unnöthig, weil die Theilchen der Luft und des Lichtes, die darauf stoßen müssen, unendlich kleiner sind, als die ölichen und salzigen, die auf der Zunge den Geschmack erregen sollen.

Gewöhnlich sagt Einer dem Andern nach, daß diese einzeln und zusammengeknüpften Nervenspitzen vom Gegenstande des Eindrucks berührt werden: man wird mir vergeben, daß ich es nicht weiter nachsage. Ein bloßer Nerve verursacht schon Schmerz, wenn ihn nur die atmosphärische Luft berührt, und noch mehr, wenn ihn etwas mit vielen Seiten und Ecken, wie Körnchen Sand, oder eine umgewundene Leinwand trift: wer sich die Hand einmal etwas tief beschunden hatte, konnte die Erfahrung leicht machen. Die Natur gab daher allen

Nerven eine Bedeckung, um sie vor der Berührung des Gegenstandes zu bewahren, der auf sie wirken soll, und seinen Stoß zu mildern. Eine Sensation von dem ersten äußern Eindrucke bis zu dem Nervenende im Gehirne, wo er zur Empfindung oder Vorstellung wird, ist eine Reihe von Bewegungen, worunter die folgende immer feiner ist als die vorhergehende: ich nenne aber alsdann eine Bewegung feiner als die andre, wenn eben so viele Theilchen in eben so vieler Zeit in einem engeren Raume ihren Ort öfter verändern; daher ist die Bewegung eines Sandkorns feiner als einer Erbse ihre. Von der äußersten Oeffnung des Ohres bis zu der Höle, die mit Wasser angefüllt ist, und die man den Vorsaal nennt, ist eine gewisse Quantität Luft, so viel nämlich ohne Zusammenpressung Platz darin hat: diese empfängt von der äußern erschütterten Luft, wenn eine Flinte losgeschossen wird, die erste Bewegung: durch den Stoß der äußern wird sie in ihrem engen Behältnisse zusammengepreßt und an die mancherley Knochen im Ohre angedrückt — die erste Bewe-

gung! Die Knochen *) müssen in dem Augenblicke, da die gepreßte Luft an sie anschlägt, ihrem Stoße weichen, aber vermöge ihres natürlichen Widerstandes stoßen sie sogleich auf die Luft zurück: es werden also durch dieses Zittern der Knochen die angedrückten Lufttheile in einem engern Raume öfter bewegt als vorher, da sie blos von der äußern Luft einen Stoß empfingen — Zweite Bewegung! Die zitternde Luft theilt ihre Bewegung einem Wasser im Vorsaale mit: die sichtbaren substanziosen Theile desselben dienen der darin enthaltenen Luft eben dazu, wozu die vorhin beschriebene Bewegung den Ohrknochen nützt: sie verdoppeln durch ihren Widerstand die Bewegungen der Lufttheilchen — dritte Bewegung! Das Wasser drückt auf die Haut, womit die Nervenspitzen bedeckt sind, und bewegt die Luft, die in den Poren enthalten ist — vierte Bewegung! Von dieser Bewegung erhält die Nervenmaterie eine, die unter allen die feinste seyn muß, weil die Rörchen,

*) Der Ambos, der Hammer, der Stegreif, und wie sie weiter heißen.

worin sie geschieht, so klein sind, daß man sie nicht einmal mit Gläsern erkennt — die fünfte Bewegung, und zugleich die letzte, die wir errathen können! Denn was nun vorgeht, wenn diese Bewegung im Gehörnerven bis an seine Spitze im Gehirn gelangt ist und zum Bewußtseyn wird, das ist allen uns bekannten Wirkungen der Natur unähnlich und eben daher für uns nicht erkennbar. Man mache die Anwendung hievon auf die übrigen Sinne, und wenn ich mich nicht irre, so wird man bey allen das nämliche finden — eine Reihe von stufenweise feineren Bewegungen in festen und flüssigen Dingen. Es ist daher sehr unrichtig gesprochen, wenn man sagt, daß die Nervenspitzen von dem Gegenstande berührt werden: das ist an sich nicht möglich, theils weil sie nirgends bloß liegen, sondern überall eine Bedeckung haben, theils weil der Stoß der Luft oder des Lichtstrahls, wenn er unmittelbar geschähe, zu gewaltsam wäre und also Schmerz erregte: welche Schmerzen empfinden nicht schon Personen vom Lichte, wenn ihnen die Feuchtigkeiten im Auge aus-

trocknen! Es fehlt alsdann dem Nerven eine von seinen Bedeckungen, und die Bewegung wird zu wenig verfeinert, eh er sie empfängt. Genau untersucht, ist also der Unterschied im Mechanischen der Sinne nur scheinbar.

Noch ist uns ein wichtiger Artikel in dieser Materie, die **Subordination** der Sinne, übrig. Es kommt dabey auf die Frage an, „ob Sensationen des einen Sinnes die damit verbundenen eines andern **unmittelbar**, ohne die Dazwischenkunft einer Vorstellung, erwecken können.“ Von ihrer Beantwortung hängt der Begriff ab, den wir uns vom Denken und Empfinden der Taubgebornen und Blindgebornen machen müssen.

Bey Sehenden sind die Gesichtsideen die Grundlage ihrer Begriffe, aber auch zugleich das Kommunikationsmittel zwischen den übrigen Sinnen: so weit ich mich selbst untersuchen kann, finde ich dieses, und ich vermuthe nicht, daß es bey mir individuell ist: bey mir, und vermuthlich bey allen Menschen mit fünf Sinnen, sind alle übri-

ge dem Gesicht untergeordnet. In so fern sich dieses von den Sensationen behaupten läßt, wurde vorhin untersucht, als wir von der Art sprachen, wie man sich abwesende Sensationen gegenwärtig macht: in so fern es von Vorstellungen gilt, die aus den Sinnen entspringen, wird der Leser im Kapitel von den Ideen erwiesen finden. Ich begnüge mich also hier, jene Subordination angezeigt zu haben, und verspare alles bis an den angegebnen Ort, um die Materie nicht zu zerreißen: den Blindgebornen, Taubgebornen, Nachtwandelern, Geistersehern, Verrückten, Gaukelern, Begeisterten widme ich einen eigenen Abschnitt, der aber nicht eher seinen Platz finden kann, als wenn ich das ganze Triebwerk im Menschen zerlegt und also auch von Ideen, vom Wollen und Thun gesprochen habe. Man muß erst die Hauptregeln aufsuchen, ehe man sich an die Anomalien wagt: der gesunde, gut organisirte, und wenn ich so sagen darf, der vollständige Mensch macht die Hauptregel in der Philosophie; und ich übergehe

*) Im folgenden Theile.

daher itzt alles, was ich von den Anomalien jener Personen in Rücksicht auf die Sensationen sagen müßte.

Körperliche Gefühle.

Hunger und Durst.

Die Ursache des Appetits und des Hungers suchen Einige in den Säften, die sich beständig im Magen befinden, und die leicht scharf werden, wenn er lange leer bleibt: ihre Schärfe reizt seine Nerven, daß sie ihn in Bewegung setzen; und da nichts in ihm ist, das er bearbeiten kann, und das also seiner Bewegung widerstände, so reibt er sich an seinen eigenen entgegenstehenden Flächen. Daß der Nervenreiz an den Bewegungen des Magens und der Gedärme und also auch am Hunger den größten Antheil hat, folgt daraus, weil er gemeiniglich eine starke Geistesbeschäftigung oder einen starken Affekt zu begleiten pflegt; und in beyden Fällen werden die Nerven nicht wenig gereizt. Da also auch durch einen Reiz, der aus dem Gehirne kommt, das Gefühl des Appetits oder gar des Hungers entstehen kann, so scheint

die Wirkung scharfer Säfte im Magen nicht einmal nöthig zu seyn, um es von hieraus zu erregen: die Nerven jedes Menschen sind an einen gewissen Grad der Thätigkeit gewöhnt, und so bald ihnen diese fehlt, so entsteht unangenehme Empfindung und endlich gar Schmerz; und eine solche Empfindung muß sogleich erfolgen, wenn nichts im Magen ist, das den Nerven den gewohnten Reiz giebt und sie auffodert, außer sich zu wirken. So bald ihnen nur einiger Reiz beygebracht wird, so bald manche Leute eine Tasse Kaffe trinken oder eine halbe Pfeife Tabak rauchen, so hört der Hunger auf. Ich hatte einmal bey einer Reise einen Fuhrmann, der diese beiden hungerstillenden Mittel aus vieljähriger Erfahrung sehr rühmte: ich glaube ihm gern; denn solche Leute wissen und kennen ihre Empfindungen viel richtiger als der größte Philosoph, der gemeiniglich vorgefaßte Begriffe und Hypothesen im Kopfe hat und nach ihnen alles in sich beurtheilt. Ein scharfer Saft im Magen macht also wahrscheinlich keinen Hun-

ger, sondern benimmt ihn: *) setzt sich ein scharfer Schleim in den Gedärmen an, so ist unser Appetit verloren; schaffen wir ihn weg, so können wir wieder essen. So etwas mochten vielleicht die Personen in sich haben, die Jahre lang hungern oder sich mit einer halben Semmel täglich erhalten konnten, einen Schleim oder einen Saft, der den Nerven beständig den erfoderlichen Reiz gab, um die aufsteigenden und absteigenden Lebensgeister im Gleichgewicht zu erhalten, das bey dem Hunger aufgehoben zu seyn scheint. Er macht schläfrich, und manche Personen fallen in Ohnmacht, wenn er nicht befriediget wird: sie schlucken zwey Bissen hinab, und sind wiederhergestellt. Es muß also, wenn der Reiz im Magen aufhört, ein starker Stoß der Lebensgeister nach den Gehirnorganen hinauf geschehen, da sie hinge-

*) Gewöhnlich; aber darum läugne ich nicht, daß er ihn bey manchen Personen und unter gewissen Nebenumständen erregen kann. Eine Ursache hat nach Beschaffenheit der begleitenden Nebenumstände sehr verschiedene Wirkungen in uns.

gen durch den mindesten Reiz wieder abwärts gelockt werden. Dieses wird dadurch noch wahrscheinlicher, weil bey empfindlichen Personen Beängstigung entsteht: das Herz fängt an zu klopfen, und der Schweis bricht aus — lauter Anzeigen, daß ein starker Druck der Lebensgeister nach dem Gehirne von irgend einem Orte des Leibes herkommt!

Der **Durst** ist eine Austrocknung im Mund und Halse: was daher die Feuchtigkeiten dort verzehrt und den Zufluß der Säfte dahin hindert, erweckt ihn; was die entgegengesetzte Wirkung thut, stillt ihn. Beide, sowohl Hunger als Durst, bieten dem Philosophen nicht viel Gelegenheit zu Spekulationen dar; und sie finden hier nur um der Vollständigkeit willen einen Platz. Sie sind sehr zusammengesetzte Gefühle; denn sie bestehen aus einem schwächern oder stärkern Schmerze, der aus dem Halse oder Magen und Gedärmen zu unserm Bewußtseyn aufsteigt, aus den Vorstellungen des Essens oder Trinkens, und aus einer innern Empfindung, die wir Ver-

langen oder Begierde nennen; haben wir Hofnung, unser Verlangen bald zu befriedigen, so gesellt sich noch das Vergnügen dazu, das wir voraus fühlen, wenn sich uns das Ende eines Schmerzes und der Genuß einer angenehmen Empfindung nähert; und schon die Vorstellung einer nahen Befriedigung treibt die Säfte nach dem Munde und setzt, besonders bey jungen Personen, sogar die Zunge in Bewegung; sie fangen an zu lecken. Für Menschen mit schwachen Nerven ist dieses Vergnügen verloren: was Andern eine kleine unangenehme Empfindung ist, die der Vorgeschmack einer angenehmen Befriedigung versüßt, wird bey ihnen zu einem Schmerze, der alle widerstehende Kraft ihrer Seele überwältigt und keine Vorempfindung des nahen Genusses zuläßt: Manchen wird schwindlich, Manche übergeben sich.

Unter allen diesen und ähnlichen Wirkungen ist für den Philosophen keine so merkwürdig, als die Lebhaftigkeit der sinnlichen Vorstellungen, die auf Fasten, Leerheit des Magens und Hunger erfolgt. Daher fa-

sten die Zauberer der Wilden, so oft sie Geister sehen, Offenbarungen empfangen, in Entzückungen gerathen wollen; daher fasten die Mönche im Oriente so viel; deswegen thaten es die christlichen Schwärmer in den ersten Jahrhunderten auf eine so übertriebene Art, daß manche Einsiedler täglich nicht mehr als fünf Feigen genossen, und daß Andere die ganze Fastenzeit hindurch weder Brod noch Wasser zu sich nahmen, sich niemals setzten und niemals redeten. *) Auch die jüdischen Propheten hungerten viel: Hunger und Wachen waren in allen Weltgegenden und zu allen Zeiten Mittel, mit Geistern, Engeln, Teufeln, und mit Gott selbst zu sprechen. Newton, als er seine Theorie vom Lichte schrieb, aß täglich nicht mehr als einige Stückchen Zwieback, wozu er sehr wenig Sekt trank, und der berühmte Law nahm in seinen jungen Jahren nur etwas weniges von einem Hühnchen zu sich, damit ihn die Ueberladung im Nachdenken bey dem Spiele nicht hindern sollte. Pythago-

*) Zimmermann von der Erf. Th. 2. S. 266.

ras und alle Lehrer der Weisheit empfohlen die Mäßigkeit, und unter den Mitteln, ein denkender Kopf zu werden, stand ein leerer Magen oben an; Karneades, der Stoiker, versprach sich so viel davon, daß er sich Leib und Seele mit Nießwurz recht rein purgirte, als er einen philosophischen Wettstreit mit dem Chrysippus antreten wollte. Noch zwey Beispiele von der Wunderthätigkeit des leeren Magens führt Zimmermann *) an, worunter eins zu den unglaublichen Dingen dieser Welt gehört: ein Blinder soll durchs Gefühl die Farben haben unterscheiden können, aber nur alsdann, wenn er einen leeren Magen hatte: das heißt etwas unmögliches unwahrscheinlich machen. Noch eher will ich glauben, daß ein Knabe, den man im Walde fand, einen äußerst scharfen Geruch hatte, womit er alle gesunde Pflanzen von den schädlichen unterschied, und daß seine Nase ihre Unterscheidungskraft verlor, so bald er von seiner dünnen vegetabilischen Nahrung abging und, wie andere Menschen, Fleisch aß.

*) S. 289.

Ich halte vom Hunger, als einem philosophischen Hausmittel, nicht viel: er thut mir wohl bey Unpäßlichkeiten medicinischen Nutzen, aber zur Weisheit und Tugend leitet er mich so wenig, daß mich nichts so sehr im Nachdenken stört als Fasten: es macht den Strom meiner Ideen zu reißend, zu heftig: ich kann sie nicht gehörig zusammenhalten und werde zerstreut. Ich bin also durch eine kleine Erfahrung, als ich vor vielen Jahren einige Zeit aus falschen diätetischen Grundsätzen das Abendessen ganz aussetzte, von der Möglichkeit überzeugt, daß ein leerer Magen auf das Gehirn wirkt und viele, sehr lebhafte, aber zu flüchtige Ideen, besonders Bilder erweckt. Ich fühlte diese ungemeine Lebhaftigkeit der Gedanken nicht nur des Abends zu der Zeit, wo ich sonst gegessen hatte, sondern auch vor dem Einschlafen und noch mehr des Morgens darauf: wie bey andern Leuten Träume aus einem zu vollen Magen aufsteigen, so kamen sie bey mir aus dem leeren: in meinem Leben träumte ich nicht so viel und so hell als damals, ob ich gleich schon lange vorher nicht mehr mit

Träumen geplagt war und itzt dieses Uebel so wenig kenne, daß ich im eigentlichen Verstande schlafe, ohne zu denken. Wie ging das zu? — Ein leerer Magen und der daraus entstehende Hunger scheint völlig wie die Schläfrigkeit zu wirken: er verschließt die Sinne den äußern Empfindungen, macht die Muskeln schlaff und drängt die ganze Wirksamkeit der Nerven im Gehirne zusammen: in beiden Fällen muß also etwas ähnliches in den Nerven vorgehn.

Schläfrigkeit, Müdigkeit, Mattigkeit, Schwäche; Lebhaftigkeit, Thätigkeit, Stärke, Kraft.

Um die vier ersten Unterschiede zu finden, erinnere man sich an seinen Zustand des Abends zu der Zeit, wo man gewöhnlich schlafen geht, an seine Empfindungen nach einem weiten und starken Spatziergange, an sein Gefühl bey einer großen Hitze im Sommer oder in einer Krankheit, und an sein Unvermögen, wenn man nach einer ausgestandenen Krankheit etwas heben oder

Bayerische Staatsbibliothek München

tragen wollte; im ersten Falle war man **schläfrig**, im zweiten **müde**, im dritten **matt**, im letzten **schwach**.

Wenn alle Lebensverrichtungen in einem gemäßigten Grade, aber leicht geschehen, der Athem ohne alle Schwierigkeit auf und niedersteigt, das Herz und die Pulsadern weder schnell, noch heftig, sondern in gleichem Takte und munter schlagen; wenn in allen Nerven eine gleiche Stimmung ist, und besonders der Umtrieb des Blutes und das Spiel der Organe im Gehirne frey, leicht, ohne Heftigkeit vor sich geht, so fühlen wir **Lebhaftigkeit**: ohne zu rennen, laufen unsere Ideen gleichsam in einem frischen Trabe dahin; keine dringt sich uns auf, aber alles, was wir denken und thun wollen, wird uns leicht; nichts bringt uns in einen ungestümen Affekt; wir gerathen zwar leicht darein, aber er geht schnell vorüber: helle angenehme fröliche Ideen, Heiterkeit und Lustigkeit, Neigung zu singen oder zu tanzen sind oft die Begleiter dieses Zustandes. „Es ist mir, als wenn ich mich wälzen möchte,“

ist der gewöhnliche Ausdruck, wenn man ein solches Gefühl beschreiben will.

Geschieht Athemholen, Herzschlag, Umtrieb des Blutes im Kopfe mit einem kleinen Grade von Heftigkeit, fühlen wir in unseren Nerven einen gewissen Trieb der Thätigkeit, steigen die Ideen haufenweise und mit einiger Zudringlichkeit auf, regt sich besonders ein starker Reiz im Kopfe, in den Muskeln der Arme und Beine, so fühlen wir **Thätigkeit** oder **Stärke**: wir empfinden alsdann einen Trieb zu denken, zu handeln, auf die Art geschäftig zu seyn, wobey wir gewöhnlich Arme und Beine in Bewegung setzen. In unsrer Jugend wollen wir uns bey einem solchen Zustande balgen; erwachsene Menschen möchten sich alsdann zanken, mit dem Degen oder Stocke schlagen, und ich friedfertiger Autor, muß alsdann einen weiten Spatziergang thun. Rousseau mußte wegen dieses Gefühles beständig etwas mit seinen Händen thun, Noten schreiben, hobeln, Kräuter sammeln: die Neigung zum Reiten, zum Fahren, zu bewegenden Spielen fließt gleichfalls daher.

Ist in allen unsern Lebensbewegungen, in unsern Gedanken und Empfindungen ein gewisser Ungestüm, eine gewisse Härte, fühlen wir uns zu großen Unternehmungen begeistert, muthig, entschlossen, herzhaft, dann ist es die Empfindung der Kraft: eine hohe Einbildung von unsern Fähigkeiten und Geschicklichkeiten, Stolz und Erhebung über Andere ist allemal damit verbunden, und wer sich weder aus Klugheit noch Bescheidenheit zurückhalten kann, der bricht alsdann in beleidigendes Eigenlob, in Aufschneidereyen und Verkleinerungen aus. Der Kaufmann wagt in solchen Zeitpunkten sein Vermögen, der General Leben und Armee daran: der Philosoph entwirft Projekte, die Menschen vernünftiger oder moralischer zu machen, der Kameralist will Moräste austrocknen, Kanäle graben, Manufakturen anlegen, der kriegerische Monarch alles erobern, Universalmonarchien errichten, allen Mächten Gesetze geben.

Bey jedem Menschen regen sich alle diese Gefühle vorzüglich an dem Theile, womit er am meisten geschäftig ist, und wohin sich

also der Fluß der Säfte und Lebensgeister am meisten gelenkt hat; bey jedem äußern sie sich nur auf die Art, wie er thätig zu seyn gewohnt ist. Ein Mann, der sein Leben mit Denken hinbringt, wird in dem Augenblicke, wo er Kraft in sich fühlt, sich nicht raufen oder balgen, aber vielleicht eine gelehrte Streitigkeit anfangen, eine beliebte Meinung widerlegen, ein Vorurtheil bekämpfen: er fühlt seine Lebhaftigkeit, seine Mattigkeit, seine Stärke oder Schwäche im Kopfe und beurtheilt sie nach seinem Ideenlaufe, der Violinist, der Billardspieler in Fingern und Armen, der Bote in den Füßen. Der letzte sagt niemals, „es ist mir, als wenn ich itzt die schwersten Probleme auflösen wollte," sondern er fühlt sich so stark, daß er in Einem Tage hundert Meilen laufen möchte: der Billardspieler traut sich zu, den schwersten Ball zu machen. Die Menschen sind sehr genau in ihren Ausdrücken, wenn sie von ihren Gefühlen reden: wenn der Geiger sagt, „heute sind mir die Finger so leicht, daß ich die schwersten Sachen ohne Anstoß spielen wollte," so kann man ver-

sichert seyn, daß sein Gefühl auch nur in den Fingern und Armen ist, das heißt, daß ein mechanischer zufälliger Reiz es an diesem Orte hervorbrachte.

Die Schläfrigkeit läßt am meisten Beobachtung und Zergliederung zu, und kann uns daher vielleicht auf Muthmaßungen führen, wie und wodurch auch die übrigen Gefühle dieser Art entstehn. Das erste was man bey schläfrigem Zustande an sich bemerkt, ist die Erschlaffung der Muskeln: wir sind ungeneigt, ein Glied zn bewegen, sondern sitzen da, ohne uns zu rühren, und bringen gern den Körper in eine ruhende Lage. Zweitens nehmen unsere Sinne nur schwache und endlich gar keine Eindrücke mehr an: je mehr wir einschlummern, desto schwächer hören wir die Töne der Redenden: schließen wir auf kurze Zeit die Augen, so hören wir alles in einer weiten Entfernung, und wachen wir plötzlich auf, so können wir uns des Gehörten wohl stückweise, aber so dunkel erinnern, daß es uns nur so ist, als wenn wirs gehört hätten. Diese Erfahrung läßt sich am besten in einer lang-

weiligen Abendgesellschaft machen, die sehr matt und von wenig interessirenden Dingen spricht, wo man also gern schlafen möchte und sich doch schämt, dem Befehle der Natur zu gehorchen: man widersteht aus allen Kräften und läßt es höchstens zu einem Schlummer von einigen Sekunden kommen. Auch junge Leute, wenn ihnen bey einer ernsthaften Unterredung etwas ähnliches begegnete, konnten mir oft einzele Worte oder auch Säze von dem Gesprochnen sagen. Drittens empfindet man bey dem Einschlummern einen Druck innerhalb des Kopfes von allen Seiten nach innen zu, als wenn das Gehirn ausgedehnt gewesen wäre und nunmehr znsammenfallen wollte. Viertens, je mehr sich unsere äußern Sinne verschließen, desto lebhaftere Ideen steigen im Kopfe auf: Bilder, Töne, Worte, abstrakte Begriffe, allgemeine Säze — alles, was wir gewöhnlich denken, stürzt über einander her, aber ohne Sinn und Zusammenhang: wir haben dabey ein schwaches Bewußtseyn; denn wachen wir plözlich auf, so erinnern wir uns an das ungereimte Zeug, lachen

innerlich darüber und schlummern den Augenblick zu eben so kauderwälschen Gedanken ein. Fünftens, sind wir in Umständen, wo wir uns des Schlafens schämen, oder überfällt uns die Schläfrigkeit bey einer Beschäftigung, die wir ungern verlassen, so wachen wir von einem solchen unwiderstehlichen Schlummer mit einem starken Erschrecken auf, womit im ersten Falle Scham, und im zweiten Unwillen verbunden ist: gemeiniglich sind wir in beiden böse auf uns selbst. Auch wenn uns eine äußere Empfindung, z. B. das Kitzeln mit einer Feder in der Nase, ein Geräusch oder ein schmerzhaftes Zucken an einem Theile des Leibes aufweckt, geschieht es allemal mit einem heftigen Stoße vom Gehirn aus, besonders auf die Nerven der Brust, der Arme, auf Herz, Lunge und Gesichtsmuskeln. Ich habe in meinen jungen Jahren eine Frau gekannt, die des Abends eine große Neigung zum Schlafe hatte und allemal den Husten bekam, wenn man sie aus Muthwillen durch starkes Reden plötzlich aufweckte.

Weiter kann man sich nicht beobachten, weil das Bewußtseyn ganz verschwindet, so bald der Schlummer einen kleinen Grad stärker wird; aber aus jenen fünf Bemerkungen, wenn man sie zusammenhält, folgt nothwendig, daß in allen Nerven von ihren äußern Enden nach ihren innern im Gehirne ein starker Druck der Lebensgeister vorgeht: wir hören nicht blos auf, durch sie auf die Muskeln zu wirken, sondern es kommt aus allen Theilen des Leibes, die wir willkührlich bewegen können, ein Gefühl, das uns unfähig macht, sie zu rühren, ein gewisses Drücken, besonders wenn wir uns vorher stark bewegten. Je mehr die Wirksamkeit der Lebensgeister aus den äußern Theilen des Leibes zurückweicht, desto mehr verstärkt sie sich im Gehirne: das beweisen die lebhaften und gehäuften Vorstellungen, die uns im Schlummer durch den Kopf laufen: je mehr der Schlummer zunimmt, desto unwiderstehlicher werden diese Vorstellungen. Die Schläfrigkeit besteht folglich in einem Widerstreben aller Organe gegen unsere Willkühr, und wir schlafen, wenn

jenes Widerstreben unser Vermögen, willkührlich auf die Organe zu wirken, ganz überwältigt: erst entziehen sich die äußern Glieder, dann die Sinne, darauf die Gedanken unsrer Gewalt; und hören die Bewegungen des Gehirns (Vorstellungen und Empfindungen) ganz auf, das heißt, gelangen keine mehr zu unserm Bewußtseyn, so endiget sich unsere Macht über den ganzen Körper: wir bekommen diese Macht wieder, so bald eine Vorstellung im Schlafe, z. B. die Einbildung, daß wir von einem hohen Berge fielen, den Nerven eine starke Erschütterung mittheilt, oder wenn auch ohne alle Idee ein Zucken, ein Reiz in den Nerven entsteht, daß wir zusammenfahren, oder daß uns die Ohren braußen. Solche Vorstellungen und Empfindungen im Schlafe können von nichts herkommen als von den mechanischen Verrichtungen unsrer Maschine; denn allein diese sind alsdann in Bewegung: alles ruht, nur das Blut läuft um, die Säfte sondern sich ab, die Luft bewegt unsere Lunge, wie im Wachen. Woher

sonst könnten die Nerven und Gehirnorgane eine Erschütterung bekommen?

Was unsere Willkühr im Schlafe wiederherstellt, muß sie uns auch nehmen, ehe wir einschlafen; und ich glaube daher nicht zu irren, wenn ich die Schläfrigkeit dem Drucke der festen und flüssigen Theile auf die äußern Nervenenden zuschreibe. Die Muskeln sind dünne, an einander gereihte Röhrchen, mit Säften angefüllt: bewegen wir sie stark, so häufen sich die Säfte in dem bewegten Theile an, die Fasern schwellen auf, welches bey manchen Personen an Waden und Füßen sichtbar wird, wenn sie stark gehen, und muß dieses nicht die Enden der Nerven drücken, da sie unbekleidet sind *)? Ich stelle mir also vor, daß die äußerst elastische Materie in den Nervenkanälchen von den geschwollenen Fibern mit Gewalt nach dem Gehirne hinauf gepreßt wird, daß die Seelenorgane ihrem Drucke nicht widerstehn kön-

*) Die Nerven, die sich den Muskeln einverleiben, legen die Häute ab, womit sie außen bekleidet waren, und verlieren sich in ein breyartiges Wesen.

nen, sondern in ihren Verrichtungen gehindert werden, keine Sensationen von den Sinnen mehr annehmen und die Wirkung der Seele überwältigen: dieses Pressen der Nervenmaterie auf jene äußerst feinen Werkzeuge muß zugleich ihre widerstehende Kraft spannen, indem es sie überwältigen will, wie eine Stahlfeder desto mehr widersteht, je stärker sie zusammengedruckt wird, wenn man mir diese zu sinnliche Vergleichung erlauben will: daher kommen die sehr lebhaften häufigen unzusammenhängenden Ideen im Schlummer. Das nämliche mag uns auch begegnen, wenn wir von angestrengtem Denken ermüden: Blut und andere Säfte häufen sich in den Gefäßen des Gehirns, seine Röhrchen schwellen auf, es wird ausgedehnt, und sein Druck auf die Lebensgeister muß desto heftiger seyn, da sie durch das vorhergegangene Nachdenken in so starke Bewegung gesetzt wurden: auch die Seelenorgane widerstehen mehr als gewöhnlich, und folglich sind alsdann auch unsere Vorstellungen bey dem Einschlummern viel lebhafter und ungestümer, es entsteht Brau-

sen in den Ohren, es geschehen Stöße vom Gehirn aus durch die Nerven auf das Herz, und es währt daher lange, ehe wir völlig einschlafen.

Man sagt uns, daß im Wachen die Lebensgeister verdünsten, und daß wir aus Mangel daran schläfrig werden und sie im Schlafe wieder ersetzen; allein wenn Jemand schläfrig ist und Kaffe oder nur warmen Thee trinkt, so kann er sich wach erhalten und denken, so viel er will: woher nimmt er nun die Lebensgeister gleich wieder, wenn sie verdünstet waren? Der Thee kann sie ihm fürwahr nicht ersetzen. Ich war im vorigen Winter auf der Redute, tanzte zwar nicht, ging aber beständig herum, sprach und schwitzte: als ich um zwey Uhr nach Hause komme, bin ich so wach, daß sich an keinen Schlaf denken läßt. Ich ergreife einen Bogen von diesem Werke, das damals *) eben angefangen war, schrieb bis gegen vier oder fünf Uhr, wo sich die Schläfrigkeit einstellte. In dem warmen Tanzsale, bey meiner vielen Bewegung, durch das lange Wachen

*) 178:.

mußten nicht wenig Lebensgeister verdünstet und aufgezehrt seyn: warum war ich aber so wach? woher nahm ich sie zu einer zweistündigen Beschäftigung? In dem darauf folgenden Schlafe, der ziemlich weit in den Tag hinein dauerte, konnte ihr Abgang hinlänglich ersetzt werden; und gleichwohl war ich nach meinem Aufstehen den übrigen Theil des Tages unfähig zu einer Beschäftigung. War auch der Verlust durch den Schlaf nicht ganz wieder ersetzt, so mußten doch itzt nach einer fünfstündigen Ruhe mehr Lebensgeister in meinen Nerven seyn als des Nachts, nachdem ich von früh um sechs Uhr an bis nach Mitternacht um zwey gewacht hatte. Meine Nerven waren vermuthlich in beiden Zeitpunkten nicht mehr noch weniger angefüllt, aber die Elasticität der Lebensgeister war des Nachts um zwey stark gespannt und den Tag darauf deswegen ermattet.

Kinder und tumme Menschen schlafen sehr viel, vermuthlich aus der Ursache, warum sie Kinder oder tumm sind: ihre Gehirnorgane sind zu schwach, um lange Zeit und viele äußere Eindrücke von den Sinnen

anzunehmen und dem Drucke der Nervenmaterie zu widerstehen.

In allen Gegenden des Leibes kann eine solche Wirkung auf die äußern Nervenenden geschehen, daß wir Mattigkeit oder Lebhaftigkeit, Schwäche oder Stärke fühlen; wir können matt seyn, weil sich die Säfte unter der Oberhaut des Körpers verdorben haben; der Reiz kann von einer bösen Materie in Magen und Gedärmen oder aus den Muskeln kommen; so auch das entgegengesetzte Gefühl der Lebhaftigkeit, und alsdann leidet unser Gehirn nur durch Sympathie: aber meistens entstehen die genannten Gefühle aus diesem Mittelpunkte unsrer Maschine. Daher ergießt sich unsere Lebhaftigkeit über den ganzen Körper, wenn dort der Blutumlauf frey geschieht, wenn die Elasticität der Lebensgeister durch den ganzen Kopf gleich vertheilt ist, wenn Absonderung und Abführung der Feuchtigkeiten im Kopfe sich das Gleichgewicht halten, nirgends sich etwas von ihnen anhäuft, wenn nichts die ableitenden Maschinen verstopft und dadurch die Nerven reizt. Daher strömt Stärke und Kraft über

alle Theile des Leibes aus, wenn dort die Elasticität in den Nerven sich mehr oder weniger vermehrt, das heißt, wenn die Theilchen der Lebensgeister mehr als gewöhnlich und mit Schnelligkeit zusammengepreßt werden, und sich deswegen der Blutumlauf ein wenig verstärkt. Will man auch meine Vorstellungsart von den Lebensgeistern nicht gelten lassen, so ist es doch unzweifelhaft, daß in einem solchen Falle durch irgend eine mechanische Ursache eine Veränderung in den Nerven des Gehirns vorgeht und sich von da den Seelenorganen und allen Nerven des Leibes mittheilt.

Auch das natürliche Gefühl der Trägheit kann man in diese Klasse setzen, in so fern der Körper Theil daran hat. Es herrscht so allgemein, daß man es fast als eine von den angebornen Eigenschaften des Menschen betrachten muß. Fände man den Hang zur Unthätigkeit nur in heißen Gegenden, so könnte man ihn der Wirkung der Hitze zuschreiben, die das Blut zur Fäulniß geneigt macht, die Muskelkräfte erschlaft, durch übermäßige Ausdünstung den Körper schwächt,

und jede Bewegung äußerst beschwerlich macht: allein so sehr ihn diese Ursachen vermehren mögen, so findet er sich doch in kalten und gemäßigten Himmelsstrichen so häufig, daß er in der Einrichtung der menschlichen Maschine selbst gegründet seyn muß. Nicht blos der Wilde in Amerika hält es für die größte Glückseligkeit, den ganzen Tag in völliger Unthätigkeit des Geistes und Körpers auf der Erde zu sitzen: nicht blos der Indianer hält die Ruhe so sehr für das höchste Gut, daß er sie zu seinem Gotte macht: in dem äußersten Norden denkt der Lappe und Grönländer nicht anders, und wenn ihn nicht der Hunger und die Dürftigkeit des Bodens zur Arbeit zwängen, so weihte er der Unthätigkeit eben so gern Altäre als die Bewohner der heißesten Länder. Der Engländer Moore *) sah in einer Berggegend der Schweiz einen Blödsinnigen, dergleichen es viele dort geben soll, und bedauerte ihn gegen einen Bauer. „Ach,“ antwortete dieser, „was fehlt denn diesen Leuten? Die

*) Lettres d'un voyageur anglois.

Gemeine ernährt sie, und sie brauchen nicht zu arbeiten." Die meisten Menschen fliehen, so lange sie leben, alle Thätigkeit des Geistes und suchen die Ruhe des Körpers so sehr als möglich: die geschäftigsten Menschen wurden erst durch Bedürfniß oder Leidenschaft thätig, und man kann behaupten, daß es Niemand wird, wenn ihm nicht ein solcher äußerlicher oder innerlicher Zwang die Beschäftigung zur Gewohnheit macht. Viele Menschen lassen sich nicht einmal durch die äußerste Noth zur Arbeit bewegen und ziehen einen kümmerlichen erbettelten Unterhalt allem mühsamen Erwerbe vor: sie möchten gern arbeiten, aber es wird ihnen zu sauer. Marivaux fand einmal einen jungen gesunden Menschen, der ihn um ein Almosen bat, an der Straße sitzen und fragte ihn, warum er nicht lieber arbeitete: der Bursch antwortete mit schläfrichem gedehnten Tone, „weil ich zu faul bin." In einem solchen Grade, wie bey diesem offenherzigen Bettler, ist es eine wirkliche Krankheit, die in einer fehlerhaften Beschaffenheit der Muskeln ihren Grund hat: entwe-

der sind die Fibern von Natur zu starr, zu unbeweglich, zu wenig reizbar, oder sie sind es zu sehr, in welchem Falle auf jede Bewegung zu leicht Ermüdung und Mattigkeit erfolgt. Auch ohne eine solche natürliche Unbeweglichkeit oder Schwäche der Organe gehört lange Angewöhnung und Abhärtung dazu, ehe Geist und Körper eine anhaltende fortgesetzte Beschäftigung ohne Ermüdung ertragen können: die Furcht vor der Ermüdung ist es zwar sehr oft, warum junge Leute der Arbeit feind sind, allein alle Phänomene zusammengenommen, scheint die Natur dem Menschen eine eigene Kraft der Trägheit, (vim inertiae) eine Widerstehungskraft in die Werkzeuge seiner Thätigkeit gelegt zu haben, um dadurch die Wirkung der Antriebe zur Thätigkeit desto stärker zu machen. Ohne Widerstand wird keine Kugel vom Stabe fortgestoßen, und die Langeweile würde uns nicht so drückend seyn und uns nicht so sehr zum Gebrauche unserer Kräfte auffodern, wenn nicht die natürliche Trägheit die Menschen so oft darein versetzte.

Kälte, Wärme, Schauder, Hitze.

Wenn wir einen Eiszapfen in die Hand nehmen, oder eine scharfe Winterluft uns ins Gesicht weht, so ist es eine ganz andre Empfindung, als wenn wir bey dem Schnupfen schaudern, oder wenn das Fieber uns schüttelt; so verschieden ist sie auch, wenn wir in einer zu warmen Stube schwitzen, wenn uns vor Angst warm wird, oder wenn wir von Fieberhitze glühen. Gleichwohl ist es möglich, daß sie nur scheinen verschieden zu seyn, daß in jedem Falle, wenn wir Kälte fühlen, die nämliche Nervenveränderung geschieht, und daß uns unser Gefühl nur darum anders vorkommt, weil die strenge Luft an alle äußere Nervenenden unter der Haut gleich stark anschlägt und also jene Veränderung in allen Nerven des Körpers in gleichem Grade hervorbringt; weil bey dem Schnupfen der Reiz aus dem Kopfe kommt und nur einigen Nerven, gewöhnlich denen, die zwischen den Schulterblättern aus dem Rückgrate kommen, jene Veränderung mitheilt; und weil sich im Fieber der Reiz durch alle Nerven gleich

stark verbreitet. Folglich ist nur der Grad der Stärke und Ausbreitung verschieden.

Aber worin besteht diese Nervenveränderung? — Ich wag es nicht, eine so schwere Frage mit Gewißheit zu beantworten. Bey der innern Kälte, sie mag von Fieber oder einem Affekte herrühren, werden wir blaß, das durchschimmernde Geäder bleyfarbig, manchen Personen, die sonst nicht viel Farbe haben, geschieht es auch im Winter, wenn sie still an einem Orte sitzen, wo keine Luft sie trift; wir bekommen, besonders bey einer innern Kälte, die sogenannte Gänsehaut. Offenbar geht hier eine Zusammenziehung vor, wahrscheinlich in den Nervenfasern selbst. Bey der äußerlichen Kälte wird also erstlich die Haut, das Geflechte von Blutgefäßen unter ihr, die Fleischfasern und die Nervenröhrchen von der kalten Luft zusammengezogen. Daher kommt die Blässe, weil die zusammengezogene Haut so dick wird, daß sie das Blut in den Gefäßen unter ihr nicht mehr durchscheinen läßt; und da die zusammengezogenen Blutgefäße gleichfalls

undurchsichtiger sind, so verwandelt sich die Farbe des Bluts in Blau oder Bleyfarben. Auch ohne Kälte scheinen die großen Adern auf der Hand und an den Schläfen blau, weil ihre Kanäle dicker und undurchsichtiger sind als das feine Geäder z. B. unter der Haut des Backens: vermuthlich werden aus diesem Grunde nur Personen von zarter Haut in der Kälte blau, die Andern blaß, weil sich ihre ohnehin dicke Haut so verdichtet, daß gar kein Blut mehr durchscheint. Triebe die Kälte das Blut aus den äußern Theilen nach dem Herze zurück, so könnte Niemand blau werden: nein, es geschieht gerade das Gegentheil. — Zweitens müssen die zusammengezogenen Nerven eine Revolution in allen Lebensgeistern des ganzen Körpers verursachen, da sie in ihren verengerten und verkürzten Kanälen mehr zusammengepreßt werden und folglich, wie verschlossene Luft, mit verdoppelter Stärke auf die Lebensgeister in den Nervenröhren wirken, die vor der Kälte verwahrt und folglich nicht verengert sind: ihre ganze elastische Kraft drückt also von den verengerten

Nervenenden unter der äußern Haut nach Herz, Eingeweiden und Gehirn; daher verdoppelt sich der Herzschlag, Personen von sehr empfindlichen Nerven zittern, und eine große Kälte kann verrückt machen, wenn sie keinen Schlagfluß bewirkt. Werden die Lebensgeister mit solcher Gewalt nach innen getrieben, so müssen sich nothwendig die Röhren, worein sie treten, sehr ausdehnen, wie wenn man ein Stück aufgeblasenen Darm an dem einen Ende mit der Hand zusammendrückt: geschieht dieses Zusammenpressen der Luft zu gewaltsam, so springt der Darm, und wahrscheinlich auch die Nervenröhre, welches vielleicht der Fall bey erfrornen Personen ist, an denen man keine Spur von Schlagfluß wahrnimmt.

Es geht also bey der äußerlichen Kälte eine Verengerung an den äußern Nervenenden, eine Zurückpressung der Lebensgeister nach den innern Theilen, besonders nach Gehirn und Herz, folglich eine Ausdehnung der Nervenröhrchen in diesen Theilen und eine stärkere Bewegung in ihren Lebensgeistern vor. Da bey der innerlichen Kälte, die

von Fieber oder von einem Affekte herrührt, alle Phänomene denen bey der äußerlichen gleich sind, so ist zu vermuthen, daß auch in den Nerven das nämliche geschieht. Bey dem Fieber werden vielleicht die Röhrchen an den äußern Enden von einer bösartigen Materie so zusammengezogen, und die Lebensgeister so nach Herz und Gehirn gepreßt, wie bey der äußerlichen Kälte. Wie aber bey dem Aerger, dem Mitleid und allen rührenden Empfindungen? Selbst die Freude und überhaupt jeder Affekt, wenn er zu einem hohen Grade steigt, ist mit einem Schauder verbunden. Die Natur muß also eine Anstalt getroffen haben, daß in dergleichen Fällen die Nerven in ebendieselbe Modifikation gerathen, wie bey der äußerlichen Kälte, oder Schauder ist eine natürliche Folge von jeder heftigen Bewegung in Blut und Nerven.

Die äußerliche Hitze bewirkt von allem das Gegentheil: die Oberhaut des Leibes wird ausgedehnt und durchsichtiger, die Nervenröhren dehnen sich aus und erweitern sich, die Lebensgeister verlieren ihre Elasticität,

das Herz schlägt matt, und alle Organe des Gehirns erschlaffen. Wird das Blut unter der Haut der Hand zurück gehalten, so entsteht Röthe und Jucken: häuft es sich so stark an, daß sein Abfluß gehindert wird, so erfolgt Schwulst, Brennen, Entzündung, kurz, Empfindung einer starken Hitze an diesem Orte: in den zusammengedrängten substantiösen Theilen des Blutes entsteht wahrscheinlich eine Gährung, und folglich auch eine solche Konzentrirung der Feuertheilchen, wie bey der Fäulniß. Wie? wenn die Wärme, die wir bey gewissen innern Empfindungen fühlen, eine solche Zurückhaltung des Blutes in den kleinen zurückführenden Adern wäre? Heftiger Zorn, der den Herzschlag sehr verändert, schickt den zurückführenden Adern mehr Blut zu, als sie fassen können; die dichten feuervollen Bluttheile häufen sich an und wirken auf die Gefühlnerven desto stärker, weil sie das beschützende Fett wegschmelzen und durch die Schweislöcher drängen.

Diese beiden Gefühle, Wärme und Kälte, hängen sich an alle unsre Empfin-

dungen, die zu einer gewissen Stärke gelangen, bey einem Menschen leichter und öfter, bey dem andern seltner, weil nicht alle einen gleichen Grad der Reizbarkeit in den Nerven und Fibern haben. Ich muß bey dieser Gelegenheit einen physiologischen Einfall hinwerfen, der mir einige Untersuchung und Prüfung zu verdienen scheint: ich muß dabey zur Erläuterung einen Fall wählen, der eine strenge Schamhaftigkeit leicht beleidigen könnte; allein der Philosoph käme in seinen Spekulationen nicht sehr weit, wenn er den Regeln der europäischen Schamhaftigkeit folgte. Die Anschwellung des Zeugungsgliedes schreibt Haller dem angehäuften Blute zu; und die Empfindung der Wärme dabey rührt offenbar von den zusammengedrängten warmen Bluttheilen her, die sich in dem kleinen Geäder unter der Oberhaut sammeln und auf die zahllosen Nerven wirken, die an diesem Orte liegen. Der ganze Mechanismus des venerischen Reizes, wenn er aus einer Vorstellung erfolgt, könnte also dieser seyn: Der Anblick eines Gegenstandes, der ihn erweckt, bringt durch

das Auge eine Vorstellung im Gehirne hervor: diese Vorstellung wirkt auf die Enden einiger oder aller Nerven, die nach dem Herze gehn, und sein Schlag beschleuniget sich: es sprützt folglich mehr Blut als gewöhnlich in die Schlagadern des Gliedes, wovon wir reden: da die zurückführenden Aederchen zum Theil sehr dünne Röhren haben, und deswegen mehr Blut aus dem Herze durch die weiten Pulsadern zuströmt als durch die engen und sehr verschlungenen zurückführenden Kanälchen abfließen kann, so muß es sich gewaltig anhäufen, seine Wärme sich vermehren und in den Nerven, deren äußere Enden unter ihnen liegen, nach dem Gehirne hinauf eine Bewegung erregen, die wir Empfindung der Hitze nennen. Die Nervenveränderung, die auf die reizende Vorstellung nach dem Herze hingeht, empfinden wir nicht, sondern nur die Bewegung, die in den Nerven von der Wärme des strotzenden Geäders nach dem Gehirne zurückkommt. Wie? wenn dieses bey allen innern Empfindungen der Fall wäre? wenn wir niemals die Wirkung einer Vorstellung auf einen Ner-

ven vom seinem Ursprunge im Gehirne nach einen andern Theil des Leibes empfänden? sondern wenn sie nur zum Mittel diente, den Lauf des Blutes in dem kleinen Geäder unter den Häuten zu ändern? Daß wir also eine wirkliche Sensation durch die Gefühlwarzen erhielten? Dieses als wahr vorausgesetzt, ist jeder Affekt nichts als der Stoß einer Idee auf etliche oder alle innere Nervenenden im Gehirne, daß dadurch an einem Theile des Leibes die Bedeckung der Fühlwarzen (das Adergeflechte, die Saftröhren und die Oberhaut) in die nämliche Modifikation versetzt wird, als wenn kalte oder erhitzte Luft von außen darauf wirkte: ist der Stoß sehr stark, wie bey heftigem Zorne, so ändert er sogleich den Blutumlauf in allem kleinen Geäder des Gesichts und des Oberleibes, und wir fühlen überall Hitze, wo wir Fühlwarzen haben: hingegen in den Theilen, über welche der Sinn des Gefühls sich nicht erstreckt, in Herz, Lunge, Leber, Magen, Gedärmen, empfinden wir nichts, ob sich gleich die Galle ergießt, und alles in stärkere Bewegung ge-

räth, weil wir hier keine Fühlwarzen haben, sondern sich die Nerven blos den Häuten einverleiben wie den Muskeln, und folglich nicht eher eine Sensation von Hitze nach dem Gehirne hinaufführen können, als bey einer Blutanhäufung, die sich der Entzündung nähert. Aus dieser Theorie läßt sich das Phänomen erklären, daß fette Leute selten in starken Affekt gerathen: das dicke Fett läßt die Bluthitze sehr langsam auf die Nerven wirken: sie werden also gewöhnlich bey einem Zanke im Gesichte roth und fangen an gewaltig zu schwitzen. Solche arme Geschöpfe, die das Fett zu Philosophen macht, möchten oft gern böse werden; aber es geht nicht, sie müßten sich denn vorher mager schwitzen.

Die wahrscheinlichste Ursache, die ein solches Zurückhalten des Blutes bewirkt, ist die Veränderung des Herzschlages, wodurch mehr Blut in die Schlagadern gesprützt wird als durch die zurückführenden abfließen kann; allein es giebt Fälle, wo sich der Herzschlag ändert, ohne daß man deswegen Wärme empfindet; es muß also noch etwas

dazu kommen, vorzüglich etwas, warum wir bey jedem Affekte die Wärme nur an gewissen Theilen empfinden. Der Herr von Haller hat bemerkt, daß an vielen Orten die Nerven sich um die Adern schlingen, und daß sie an andern auf ihnen hinlaufen: er glaubt daher, daß die Nervenschlingen, wie er sie nennt, in Fällen, wo die Natur eine Blutanhäufung bewirken will, sich zuziehn und die Ader zusammendrücken, daß kein Blut zurück gehen kann: der Einfall ist nicht übel, das Zusammenziehen der Schlingen ausgenommen, das mir sehr unnöthig vorkommt und nicht sehr wahrscheinlich ist. Wenn das Blut mit Gewalt und in großer Menge durch die Ader dahin schießt und sie folglich ausdehnt, so dient der darum geschlungene Nerve, weil er nicht nachgiebt, von selbst zu einem Hindernisse; denn er verengert durch seinen Widerstand den Ort, wo er darum geschlungen ist, und läßt weniger Blut durch, als zuströmt. Würden die Schlingen zugezogen, so liefen wir bey jedem Affekte Gefahr, Adern zu zersprengen:

man bedenke nur, welche Kräfte gegen einander wirkten! Es ist wenig gesagt, wenn man die Kraft der Nervenbewegung tausendmal stärker annimmt, als der Blutbewegung ihre: würden bey einem Erschrecken die Nervenschlingen der zurückführenden Adern plötzlich zugezogen, so schnürten sie diese Kanäle so zusammen, daß kein Tropfen durchlaufen könnte: gleichwohl sprützte das Blut mit Heftigkeit und in Menge aus den Schlagadern in sie hinein: alles zufließende Blut müßte sich daher in dem Raume von dem Anfange der zurückführenden Ader, wo sie den Strom aus der Schlagader empfängt, zu der ersten Nervenschlinge sammeln: keins von unsern feinen Kanälchen könnte eine so gewaltige Ausdehnung ausstehn, und der Zweck würde verfehlt; denn anstatt alle zurückführenden Adern mit Blute zu füllen, könnte keins in sie fließen, weil es sich zwischen dem Ausflusse der Schlagadern und den ersten Nervenschlingen der zurückführenden stemmte. Ich stelle mir daher vor, daß die Nervenschlingen blos durch einen passifen Widerstand den Zurückfluß des

Blutes nach dem Herze hemmen. Die Nerven, die längs auf den Adern hinlaufen, können ohne Schaden und Gefahr erschüttert werden und durch ihre Bewegung die Blutkanäle nach der Länge zusammenziehn. Wenn also von der Vorstellung einer Sache, deren wir uns schämen, in einem Nerven ein Stoß nach dem Herze herabläuft, so mag die Erschütterung durch einen Nebenast nach den zurückführenden Gefäßen unter der Oberhaut der Backen hin sich ausbreiten und sie der Länge nach zusammenziehn, theils um die Theile des hineinsprüzenden Blutes zu konzentriren, theils um den Aederchen eine kleine unmerkliche Zitterung beyzubringen, dadurch die darunter liegenden Nerven zu reizen und ihnen die Wärme desto schneller fühlbar zu machen.

Daß Feuchtigkeit, wenn sie in einiger Menge die Nerven berührt, Schauder verursacht, das lehrt uns der Schnupfen. Wie wenn die Natur eine Anstalt getroffen hätte, daß an dem Orte, wo sie uns Schauder bey einem Affekt empfinden lassen will, die Saftröhren sich häufiger ergössen als

sonst, und daß diese hervorquellende Feuchtigkeit den Nerven die Bewegung mittheilte, die wir Schauder nennen?

Noch ist es merkwürdig, daß wir bey innern Empfindungen allemal die Wärme zuerst auf der Brust und den Backen, den Schauder im Rücken, das Rückgrat herab, quer nach der Brust und den obersten Rippen hin fühlen: von da breitet sich ein jedes bey einem hohen Grade und lang anhaltendem Affekte auf die übrigen Theile aus.

Gesundheit, Krankheit.

Man hält die Empfindung der Gesundheit nur für negatif, für eine bloße Abwesenheit der Schmerzen: sie ist aus allen den einzeln und mannichfaltigen Gefühlen zusammengesetzt, die aus dem ordentlichen Gange der vegetatifen Verrichtungen entstehn. Allein dies ist nicht zureichend: Verdauung, Abführung und Absonderung kann gut und ordentlich von Statten gehn, unser Blut kann munter und in seinem natürlichen Tempo umlaufen, unsere Lunge frey und leicht athmen; aber es ist in irgend einem

Nerven ein Reiz, der die Lebensgeister dorthin lockt oder sie zusammenpreßt, mit einem Worte, der ihnen an einem Orte eine zu große Bewegung mittheilt, und wir sind nicht vollkommen gesund. Es gehört also zur Gesundheit auch ein vollkommenes Gleichgewicht der Lebensgeister durch das ganze Nervensistem: nirgends dürfen die Säfte unsers Körpers den Nervenenden einen so starken Reiz beybringen, daß ein unangenehmes Gefühl, und noch weniger daß Schmerz darauf erfolgt; nirgends dürfen Nerven in der Länge einen so starken Druck bekommen, daß dadurch das Gleichgewicht der Lebensgeister durch das ganze Sistem gestört wird: hört es durch Reiz oder Druck nur in einem Nebenzweige eines Nerven auf, so pflanzt sich die Unordnung gleich in den Hauptstamm und von da in alle mit ihm zunächst verbundene Nerven fort.

Aus den nämlichen Quellen entspringt auch die Krankheit, --- aus einer Unordnung im Sistem der Vegetation oder der Nerven. Gleichwohl nennen wir nicht jede solche Unordnung sogleich Krankheit. Es

kann sich zwischen unsern Häuten hier und da das Blut in den kleinen Gefäßen anhäufen und uns ein Jucken oder Brennen verursachen: es kann Schleim im Kopfe sich sammeln, die Nerven reizen und drücken und uns sogar Schmerz verursachen, so halten wir uns deswegen nicht für krank. So lange folglich die Unordnung nur in einigen Nerven bleibt, so lange schreiben wir uns blos eine Unpäßlichkeit (indisposition) zu; und wir glauben alsdann erst krank zu seyn, wenn sie sich über das ganze Sistem ausbreitet.

Auch die Ideen und innern Empfindungen hat uns die Natur zu einer Quelle der Gesundheit und Krankheit gemacht. Bey jeden Menschen verknüpfen sich mit gewissen Ideen gewisse Empfindungen: keiner ist dem andern hierin gleich: dieser lacht über den Tod, jener ängstiget sich darüber; Manchen macht er traurig, die andächtigen Schwärmer vergnügt. Je größer also bey einem Menschen die Anzahl der Ideen ist, womit sich unangenehme schmerzartige angreifende Empfindungen verbunden haben, desto mehr

ist seine Seele die Feindin seiner Gesundheit. Eine solche unglückliche Verknüpfung kann oft eine Folge von der natürlichen Stimmung der Nerven seyn, und melancholische selbstquälende Geschöpfe dieser Art sind mitleidswerthe Opfer des Zufalls, der ihre Organisation so traurig empfindsam machte; allein Erziehung, Umgang, Lektüre tragen, wo nicht mehr, doch eben so viel dazu bey; und man macht folglich die Kinder nicht blos dadurch gesund, daß man sie fleißig badet, sie aller Luft aussetzt, nicht zu viel Fleisch essen läßt, und was die neuere Erziehungskunst weiter anbefiehlt, sondern noch mehr wenn man sie von den ersten Jahren an zu heitern angenehmen wohlwollenden Empfindungen gewöhnt. Wer ihnen alle Dinge von der angenehmen Seite vorstellte und sie in ein immerwährendes Vergnügen einwiegte, thäte ihrer Gesundheit eben so wenig gute Dienste als ihrem Kopfe und Charakter: wer sich beständig und über alles freut, ist ein Dummkopf oder ein Narr, und die fortdaurende einförmige Empfindung des Vergnügens erschlaft die Elasticität der Lebens-

geister. Die Natur gründete durchaus die Erhaltung unsers Wesens und also auch der Gesundheit auf das Gleichgewicht entgegengesetzter Kräfte und Wirkungen: um an Leib und Seele ganz gesund zu seyn, müssen unsere Ideen und Empfindungen in einem solchen Verhältnisse stehen, daß Freude und Traurigkeit, Hofnung und Furcht, Vergnügen und Schmerz durchs ganze Leben sich die Wage halten. Die beste Vegetation kann den Fantomen einer kranken Einbildung, dem ewigen Härmen einer melancholisch empfindsamen Seele, den Schrecken, Bedenklichkeiten, Aengstlichkeiten, Zweifeln eines schwachen Kopfes nicht widerstehn; es giebt Menschen, die immer etwas haben, bald Hitze, bald Frost, bald ist es ihnen hier, bald dort nicht recht; itzt liegt es in den Gliedern, itzt fehlt der Appetit, heute ist der Kopf schwer, morgen die Beine. Alle Apotheken der Welt können sie von diesen Gefühlen nicht befreyen, die gewiß keine Einbildungen sind, wie man ihnen insgemein Schuld giebt: alle Organe der Vegetation sind unverbesserlich gut: von innen, aus ihren Gedanken und Empfindun-

gen kömmt die schädliche Wirkung, die das Gleichgewicht der Lebensgeister aufhebt, und dadurch die vegetatisen Verrichtungen und das ganze Spiel des Mechanismus in Unordnung bringt. Da also der Sitz der Krankheit und Gesundheit, in so fern wir beides empfinden, in den Nerven ist, so kann man sagen, daß die Vegetation uns von außen, daß uns Gedanken und Empfindungen von innen gesund oder krank machen.

Mancher denkt zu viel und zu angestrengt, Mancher empfindet zu viel und zu heftig: Leute von dieser letzten Art nehmen an allen Dingen Theil, und Beide untergraben die Gesundheit. Deswegen sind aber indolente Menschen nicht gesund, weil sie ihre denkenden Kräfte mit so vieler Vorsichtigkeit gebrauchen und sich nicht eher zur Empfindung bringen lassen, als wenn es ihnen ans Leben geht. Zu wenig Bewegung ist den Lebensgeistern eben so schädlich als zu viele: sie ermatten in beiden Fällen, und der Ton der vegetatisen Werkzeuge erschlaft, in so fern er von den Nerven abhängt, die Bearbeitung

und Absonderung der Säfte wird gehindert, die festen Theile werden schlecht und unordentlich genährt, und die Krankheit ist da. Jäger, Boten, Handarbeiter werden sogleich krank, wenn ihnen der Grad von Bewegung fehlt, woran sie gewöhnt sind: so geht es auch mit Denken und Empfinden: nach Maasgabe der Organisation und Gewohnheit braucht Jeder von beiden eine gewisse Quantität zu seiner Gesundheit. Ein flegmatischer Mensch erläge unter einem Grade des Zorns, der einem Lebhaften recht zuträglich ist: im allgemeinen läßt sich nichts bestimmen.

Keiner fühlt seine Gesundheit wie der Andre: ein zartes, sehr reizbares Nervensistem empfindet mehr unangenehme Eindrücke von Blut und Säften als ein grobes, wenig reizbares, das von vielen solchen Eindrücken gar keine Veränderung, oder wenigstens eine so schwache erfährt, daß sie nicht zum Bewußtseyn gelangt. Man urtheilt daher zu voreilig, wenn man glaubt, daß Leute, die wenig denken und gut vegetiren, die gesündesten und glücklichsten sind: gesund sind sie, in so fern sie keine Schmer-

zen haben, aber nicht in so fern sie ihre Gesundheit fühlen: in dieser letztrn Rücksicht kann ein Mensch, der oft wirkliche Schmerzen hat, gesünder seyn als sie, weil in den Augenblicken, wo er ohne Schmerz ist, seiner Seele ein unbeschreibliches Gefühl des Wohlseyns durch alle Nerven zuströmt. Mens sana in corpore sano gehört zur Gesundheit des Menschen: wer beides besitzt, hält sich schon für krank und ist es auch, so bald der Strom seiner Ideen nicht so leicht, so ungehindert, und in so reicher Menge sich ergießt wie gewöhnlich, oder so bald seinen Nerven das gewöhnliche Gefühl der Lebhaftigkeit, Stärke oder Kraft fehlt. Er kann öfter krank seyn als Andere, die es nur sind, wenn ihre Vegetation in Unordnung geräth, aber in den Stunden der Gesundheit fühlt er dieses Glück auch doppelt und dreyfach stärker als jene.

Innere Empfindungen.

Die innern Empfindungen, die man gewöhnlich das Herz nennt, sind der Gegenstand des Philosophen, des Dichters,

Malers und Bildhauers, des Redners. Der Philosoph betrachtet sie im allgemeinen, beobachtet, zergliedert, klassificirt, vergleicht sie, erforscht ihre Wirkungen auf das Denken, Wollen und Thun des Menschen und auf die Werkzeuge der Bewegung, des Lebens und der Vegetation, und sucht ihre Verknüpfungen und Vermischungen mit einander auf. Der Dichter stellt sie dar, wie sie sich bey einem bestimmten Charakter in Gedanken, Worten und Handlungen äußern, und wie ein solcher Charakter von ihnen afficirt wird. Bildhauer und Maler stellen sie dar, wie sie sich in Einem gewissen Augenblicke durch Mine, Geberde und Stellung ausdrücken; der letzte hat dieses vor jenem voraus, daß er bey heftigen Affekten auch die Veränderungen der Gesichtsfarbe ausdrücken kann, hingegen der Bildhauer übertrift ihn am Ausdrucke der Veränderungen in den festen Theilen, in Muskeln, Sehnen, Adern, Gelenken. Der Redner, wie die griechischen und römischen es waren, hat die Erregung der Affekten zum Endzwecke, in so fern sie die Ueberzeugung befödern.

Alle müssen vom Philosophen lernen, oder sich selbst durch eigene Beobachtung eine philosophische Kenntniß von diesem Theile des Menschen erwerben, wenn sie etwas vorzügliches leisten wollen. Der erzählende und dramatische Dichter hat immer die doppelte Absicht vor Augen, Charakter und Leidenschaften, der Natur gemäß, stark, schön und mit Geschmack darzustellen, und zu gleicher Zeit seine Gemälde so zu ordnen, daß sie das Interesse des Lesers nie ermüden lassen: das erste kann er gar nicht ohne philosophische, physiologische und anatomische Kenntniß des Menschen und das andere eben so wenig, wenn ihm der Gang der menschlichen Empfindungen, ihre Verknüpfungen, ihre Verwandtschaft, ihre Vermischungen unbekannt sind.

Unangenehme Empfindung, Unbehaglichkeit, Unlust, Schmerz.
Angenehme Empfindung, Behaglichkeit, Lust, Vergnügen.

(dolor, voluptas.)

Wenn uns kochendes Wasser auf die Hand fließt; wenn uns ein reißender Kopf-

schmerz quält; wenn eine Frau mit vielen Kindern, für welche sie kein Brod weis, ihren Mann verliert; so nennen wir die Empfindung in allen drey Fällen Schmerz. Allein im ersten entsteht er von einer äußerlichen Ursache und ist also eine Sensation; im zweiten durch die Wirkung unsrer festen und flüssigen Theile auf einander und auf die Nerven, oder, wie ichs gewöhnlich nenne, durch das Spiel des Mechanismus, und gehört folglich unter die körperlichen Gefühle; im dritten aus der Vorstellung vom Tode eines geliebten Mannes und von der Noth, worein sein Verlust die Frau versetzt, und ist daher eine innere Empfindung. Die Menschen hatten nicht Unrecht, daß sie diesen drey Arten der Empfindung so verschieden ihre Ursachen sind, einerley Namen gaben; denn, genau untersucht, geht bey allen das nämliche in unsern Nerven vor, nur stärker oder schwächer und durch unterschiedene Arten des Reizes. Wenn wir uns verwunden, geschieht allemal eine Trennung in unsern festen Theilen; doch diese allein verursacht uns keinen Schmerz, ob man

gleich sein Wesen darein setzt; denn wir können die Oberhaut am ganzen Leibe zerschneiden, Nadeln durchstechen oder sie sonst verletzen, ohne daß wir das mindeste empfinden: es gab Personen, die aus betriegerischen Absichten Stecknadeln sogar mit den Köpfen unter die Haut hineinschoben und ganz verbargen, um in Erstaunen zu setzen oder sich das Ansehn zu geben, als ob sie besessen wären, wenn sie Stecknadeln aus dem Leibe herauszogen, wo gewöhnlich keine wachsen *). Wir können sogar das feine Adergeflechte unter der Oberhaut zerschneiden, welches jedesmal geschieht, wenn nach einem Schnitte Blut fließt; und gleichwohl fühlen wir blos ein kleines Spannen, das der Reiz des ausfließenden Blutes verursacht, und ist der Schnitt etwas tief, so klopfen nach der Verbindung die kleinen Schlagadern, weil das Blut nach den zerschnittenen Enden herbeyeilt. Ritzen wir uns hingegen nur mit einer Nadel so tief, daß der Nerve getroffen wird, oder reißt ein Stoß die Bedeckung der

*) Das Wittenbergische Mädchen. de Haen de magia.

Nerven so ganz weg, daß sie bloß liegen, so entsteht gleich Schmerz, der im letzten Falle sich dadurch mindern läßt, wenn man sie durch das Verbinden vor der unmittelbaren Wirkung der Luft bewahrt.

Die Sensation des Schmerzes entsteht also unter diesen Bedingungen — erstlich wenn Nerven an ihren äußern Enden verletzt werden; zweitens wenn sie ihre gewöhnliche Bedeckung verlieren und daher der Luft so ausgesetzt sind, daß sie eine zu heftige Bewegung in dem Nervengeiste des entblößten Astes verursacht, oder daß sie scharfe beißende Theilchen in die Kanäle führen kann. Wahrscheinlich sind dieses auch die beiden Bedingungen, wo durch die zufällige Wirkung des Mechanismus und aus Vorstellungen Schmerz erfolgt: wenn in unsern Säften Schärfe herrscht, so entsteht Jucken, das sich zuweilen in wirklichen Schmerz verwandelt, und sammelt sich eine scharfe Feuchtigkeit in den Abführungsmaschinen des Kopfs, so veranlaßt dieser Reiz Kopfschmerz; und man kann vielleicht nicht ohne Grund annehmen, daß bey manchen Gelegenheiten Feuch-

tigkeiten oder verdorbene Säfte in die Nervenenden wirklich hineindringen und den Lebensgeistern ihre Verderbniß mittheilen, oder durch ihre fressende Eigenschaft die Nerven auf eine ähnliche Art verletzen, wie das Ritzen einer Nadel und der Schnitt eines Messers.

Wer bedenkt, welche heftige und oft tödtliche Wirkungen einen starken Affekt begleiten können, der wird auch bey dem inneren Schmerze eine übertriebene Bewegung der Lebensgeister oder eine Verletzung der Nerven mit der größten Wahrscheinlichkeit vermuthen: die immer fortdauernde Vorstellung eines großen Unglücks erhält die Lebensgeister in beständiger starker Bewegung, und es ist mir sehr glaublich, daß in gewissen Fällen die Nervenkanälchen davon zerspringen, welches vielleicht geschehen mag, wenn auf heftigen Schrecken eine Lähmung oder Blindheit erfolgt. Dieses erhält dadurch noch einen größern Grad von Glaubwürdigkeit, weil alle Empfindungen, sogar Freude und Vergnügen, unmittelbar zum Schmerze werden, so bald sie zu einer unge-

wöhnlichen Stärke gelangen: Hals und Brust, auch der Kopf thut von vielem Lachen weh, und ein Wollüstling, der seiner Begierde zu sehr gehorcht, bereitet sich tausendfachen Schmerz, der ihn bald oder spät trift.

Jede Gattung des Schmerzes ist also von einer doppelten Art; erstlich wenn er aus einer Verletzung der Nerven oder dem Eindringen fremder, zu grober oder verdorbener Theile entsteht; zweitens wenn er auf eine übertrieben heftige Bewegung der Lebensgeister erfolgt, und in so fern ist er die Gränze aller unser Empfindungen, ein Warnungsmittel, ihnen zu widerstehen und sie nicht zu einem Grade anwachsen zu lassen, der unsere Maschine zerstörte. Die Natur stellte zwischen der angenehmen Empfindung und dem Untergange, zwischen Leben und Tod den Schmerz als Wächter und als Arzt: er soll uns in die Schranken der Mäßigkeit zurückscheuchen, und vor jeder Kur, Natur oder Kunst mag sie bewirken, geht er voraus: ohne ihn werden wir von keinem Tropfen schädlicher Feuchtigkeit befreyt, und das

kleinste Blätterchen schmerzt ein wenig, eh es sich öffnet und die angehäuften unnützen Säfte ausgießt.

Von manchem Schmerze sagt man, daß er nagt, von manchem, daß er wütet; jener entkräftet, zehrt uns auf, dieser giebt uns nicht selten Kraft und setzt uns in ungewöhnliche Bewegung: man vergleiche eine tiefe Betrübniß und einen heftigen Unwillen, und man wird jenen Unterschied sehr gegründet finden: man nennt daher den ersten auch einen stillen Schmerz, weil er sich weder durch Handlung noch Sprache ankündigt.

Vom äußeren Schmerze und seinen sinnlichen Wirkungen giebt uns Laokoon mit seinen Kindern, der Philoktet des Sophokles und Poussins Gemälde von der Kreuzigung Christi *) gute Beispiele. Der Dichter verdient von Seiten des Geschmacks Tadel; aber von Seiten der Natur ist seine Darstellung richtig.

Da der Schmerz allemal mit einer ungewöhnlich heftigen Bewegung der Lebens-

*) Reflexions sur la peinture, T. I.

geister verbunden ist, so wirkt er stark auf die Muskeln und muskulösen Häute: er verzerrt das ganze Gesicht, preßt Thränen aus den Augen, reißt den Mund auf, läßt Seufzer, Stöhnen, Aechzen oder Geschrey aus der Lunge heraufsteigen, führt Hände und Arme sogleich nach dem Orte hin, wo die Empfindung wütet: der Leidende schlägt an die Brust, schlägt die Hände über dem Kopfe zusammen, ringt sie oder peitscht mit ihnen die Lüfte, krümmt und windet sich, knirscht mit den Zähnen, rennt herum, stampft mit den Füßen, flucht, lärmt, oder liegt ermattet, kraftlos, unthätig, mit bangem Seufzen, keuchend, unterdrückt von der Stärke seines Gefühls. Alle diese Aeußerungen hängen sehr von der Art des Schmerzes, vom Temperamente, von zufälliger Gewohnheit und vom jedesmaligen Zustande der Nerven ab: daher drückt ein Mensch seinen Schmerz nicht so aus wie der Andere, und derselbe Mensch nicht zu allen Zeiten auf einerley Weise: der Aerger verursacht izt einen Durchfall, izt Hunger oder Durst. Darin kommen aber Alle über-

ein, daß jeder innere und äußere Schmerz die Lebensverrichtungen, (Herzschlag, Athemholen, Blutumlauf) sogleich verändert: das zuströmende Blut kann nicht so schnell wieder zurück, häuft sich auf den Backen und auf der Brust an: bey einem schmerzhaften Stoße oder Schnitte erröthen wir gemeiniglich, und einer gewissen Französin knurrte allemal der Bauch, wenn sie sich schnitt oder stach. Besonders wird jeder kranke Theil unmittelbar erschüttert: wir vergessen wohl über einen neuen Schmerz den alten, aber nur auf einige Zeit.

Die Bemühung, sich zu verwunden und neue Schmerzen zu machen, ist bey sehr sinnlichen Menschen gewöhnlich: sie raufen sich bey großem Schmerze die Haare aus, zerfleischen sich mit den Nägeln, rennen mit dem Kopfe an die Wand, schlagen sich mit der geballten Faust an die Stirn; und nicht selten führt die Verzweifelung zu dem unwillkührlichen Entschlusse, den Schmerz mit dem Tode zu endigen. Wenn das Uebel unheilbar ist, dann heilt die Natur allemal durch den Tod: sie zerstört die Maschine

oder treibt den Menschen an, sie mit eigener Hand zu zerstören. Als die dänischen Missionare die Blattern nach Grönland brachten, machte diese ungewohnte Krankheit die Einwohner so wütend, daß die meisten, die davon angesteckt wurden, sich mit Messern erstachen oder in die See stürzten.*)

Jede heftige Bewegung der Lebensgeister erschüttert das Gehirn, beschleunigt den Ideenlauf und hemmt unsere Willkühr: der Schmerz erregt daher unsere Imagination und nimmt uns Besonnenheit, Ueberlegung, Beurtheilung und oft sogar das Bewußtseyn. Wer von einer Verwundung, von Krankheit oder Kummer leidet, ist weniger Herr über seine Gedanken, kann weniger seinen Empfindungen und ihrem Antriebe widerstehn, geräth daher leicht in Affekt und läßt sich zu Handlungen und Reden hinreißen, die er sich außerdem nicht erlaubte: manche Podagristen schimpfen und zanken, und ein gewisser König prügelte sogar, so oft ihn die Gicht plagte. Wunderliche Träume steigen im Schlafe, und eben so son-

*) Kranz.

sonderbare Bilder, Grillen und Meinungen im Wachen auf: deswegen sind Hypochondristen, Podagristen und Andere, die oft Schmerzen haben, zu Paradoxien, seltsamen, oft ungereimten Verlangen, zum Widersprechen geneigt: Rousseau behauptete manches nicht, sagte von manchem das Gegentheil, bildete sich manche Gefahr nicht ein und fand nicht oft Verfolgung und Bosheit, wo keine war, wenn nicht beständig in seinen Nerven eine heimliche Empfindung nagte, die sich dem Schmerze näherte und oft dazu wurde: *) mancher Hausvater macht aus dieser Ursache so widersinnige Einrichtungen in seiner Familie. Der Schmerz hebt das Gleichgewicht zwischen Seele und Körper auf, giebt den Lebensgeistern einen heftigen Stoß, der sich den Ideenorganen mittheilt, und je stärker diese dadurch in Bewegung gerathen, desto mehr wird die Widerstehungskraft und die Willkühr der Seele geschwächt.

Diese Phänomene sind dem Schmerze mit allen Affekten gemein, und es wäre da-

*) Confessions de J. J. Rousseau.

her unnöthig, sie bey jedem in der Folge zu wiederholen, kleine unterscheidende Besonderheiten ausgenommen. Man kann es folglich als einen Grundsatz festsetzen, „daß alle heftige Bewegungen der Lebensgeister, sie mögen bloßer Affekt oder wirklicher Schmerz seyn, sie mögen aus einer äußern Ursache oder auf eine Vorstellung der Seele erfolgen, unmittelbar auf die Lebensverrichtungen und auf die Muskeln und muskulösen Häute wirken, die Bewegung der Ideenorgane vermehren und die Kraft der Seele schwächen."

Dazu kann man noch setzen, daß sich bey jedem Menschen alsdann auch der Gang seines Denkens und Empfindens ändert, welches wahrscheinlich theils daher kommt, daß der Trieb unsrer Ideen heftiger wird als gewöhnlich, theils daß wir weniger Gewalt über sie haben. Beispiele muß man hiezu in dramatischen und erzählenden Dichtern suchen, und auf die Monologe und Gespräche Acht geben, die von ihnen Personen im Affekt oder Schmerze beygelegt werden: der vernünftigste Mann denkt und ur-

theilt alsdann ganz anders und oft sehr unvernünftig.

Die sonderbarste Verbindung in der ganzen menschlichen Natur ist die Vereinigung des Schmerzes und des Vergnügens, des Unmuths und der Zufriedenheit. Mancher Misvergnügte thut sich auf seine Unzufriedenheit etwas zu gute, und mancher Trauriger hat seinen Gram so lieb, daß er alles flieht, was ihm einen so theuern Freund entreißen könnte: das Band, das zwey so entgegengesetzte Empfindungen in uns verknüpft, ist gemeiniglich die Eigenliebe. Wir bilden uns ein, daß wir darum mit allem und uns selbst unzufrieden sind, weil wir mehr Einsichten, ein schärferes Gefühl der Unvollkommenheit, höhere Begriffe von Vortreflichkeit besitzen als Andere, die in immerwährender Zufriedenheit leben, weil sie nur die Oberfläche der Dinge sehn und eben so wenig das Gute als Schlechte unterscheiden können: wir glauben bey wirklichen Leiden, daß sie uns einen Vorzug vor Andern verschaffen, die uns darum weniger Erfahrung und folglich auch weniger Klug-

heit, Kenntniß des menschlichen Lebens, Philosophie und moralische Güte zu besitzen scheinen: ich habe einen Mann von seinem Beinbruche mit einer Selbstzufriedenheit sprechen hören, wie von der rühmlichsten Sache, wahrscheinlich weil er sich in dem Augenblicke vorstellen konnte, daß ich, der ich niemals ein Bein gebrochen noch so viel Schmerz erlitten hatte, an Erfahrung unter ihm wäre. Die Erinnerung überstandner Leiden ist allemal süß, das hat man längst bemerkt, weil der Soldat so gern von seinen Strapazen, Wunden und Gefahren, und der Kranke so gern von seinen Schmerzen und gefährlichen Kuren spricht; aber gegenwärtige können es nicht weniger seyn, wenn sich eine Vorstellung darunter mischt, die unsre Eigenliebe schmeichelt; und wie könnte ohne diesen berauschenden Selbstbetrug der Hurone und Irokese unter den schmerzlichsten Stichen und Zerstümmelungen mit Freude singend sterben? Wie könnte sich sonst die Indostanerin mit dem Leichname ihres Mannes lebendig verbrennen? Wie könnten wir Alle uns so mancherley

Beschwerlichkeiten und Arbeiten unterziehen, wenn sie uns kein Vergnügen machten? Und wär es möglich, alle Gedanken und Empfindungen eines Siechen zu beobachten, so fände man gewiß, daß er nicht so trostlos ist, als er uns scheint: er unterhält sich mit Ideen, die ihm Muth eingeben oder wohl gar mit einem Vorzuge vor andern Menschen schmeicheln; und wenn der Schmerz seinen Stolz ganz daniederdrückt, so nimmt er seine Zuflucht zu dem Gedanken, daß ein höheres Wesen ihm seine Leiden zuschickte, ihn vorzüglich seiner Aufmerksamkeit würdigt und ihn blos darum so hart prüft, weil es ihn mehr liebt als andere Sterbliche. Auch dieses ist ein feiner Stolz, und die Religion richtet deswegen alle ihre Trostgründe dahin, daß sie die Eigenliebe des Unglücklichen beruhigen: sie sagt ihm, daß Gott nur solche züchtigt, die in vorzüglicher Gnade bey ihm stehen, daß die Auserwählten und Freunde Gottes am meisten leiden müssen: sie verspricht für große Trübsale große Belohnungen nach diesem Leben.

Nach dem ersten Anblicke zu urtheilen, scheint das Vergnügen ungleich wohlthätiger zu seyn als der Schmerz: gleichwohl hat es weit schlimmere physische und moralische Folgen. Der Schmerz, besonders der körperliche, spannt die Nerven an und erschlaft sie nur, wenn er zu einem sehr hohen Grade anwächst und zu lange dauert, hingegen können wir keine Art der angenehmen Empfindung lange genießen, ohne daß sie die Organe erschöpft: Ueberdruß und Ekel sind ihre beständigen Begleiter. Ein Mensch, der unter Kummer, Schmerz und Noth heranwächst, erlangt eine Menge Tugenden, die sich der Glückliche mit der größten Mühe kaum verschaffen kann: die Strenge des Schicksals härtet die Seele eben so ab, wie die Strenge des Klima den Körper. Wo fand man die tapfersten, streitbarsten, standhaftesten, unbezwinglichsten Menschen? Im rauhen Nordamerika, wo der Wilde oft viele Tage hungern, sich seine Nahrung meilenweit suchen, sich aller Art der unbarmherzigsten Witterung aussetzen und sein Leben in immerwährendem Mangel hinbringen

muß. Man vergleiche mit einem Hurönen, Neuseeländer, Irokesen, Karaiben, einen Europäer, der von Jugend an auf Stahlfedern saß, auf Pflaumfedern schlief und im Schooße des Ueberflusses nichts als angenehme Empfindungen fühlte; Seele und Körper sind bey ihm verzärtelt, und jene hat so wenig Elasticität als seine schlaffen Nerven. Man kann daraus folgern, daß wir einen höhern Grad des Schmerzes als des Vergnügens ertragen können, und daß die Stoiker nicht Unrecht hatten, wenn sie behaupteten, daß wir, um das Leben glücklich zu machen, mehr auf Angewöhnung an Schmerz und Leiden, als auf Vermehrung unsrer Vergnügungen denken müssen.

Gleichwohl wär es Unrecht, der angenehmen Empfindung alles Verdienst abzusprechen; wer sie oft fühlt, wird heiter, munter, offen, zutraulich, zufrieden mit Andern und sich selbst, *) da hingegen viele Schmer-

*) Delectationis hi fructus sunt, bona concoctio, carnis conveniens incrementum, corporis floridus color. Aretaeus de morbis chronic. l. 2. c. 6. angeführt von

zen oder vieler Kummer oft scheu, zurückhaltend, mißtrauisch, unfreundlich, grausam machen: es kommt offenbar alles auf den natürlichen Charakter an, und es können daher eben so viele Tugenden und Laster, Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten aus dem Schmerze als aus dem Vergnügen entstehen. Montesquieu sagt, daß die Glücklichsten und Unglücklichsten allemal grausam sind, und führte zum Beispiele die Reichen und die Mönche an. Die Bemerkung ist richtig, obgleich die Mönche nicht zum Beispiele dienen können, weil sie uns blos unglücklich scheinen, wenn wir uns an ihre Stelle setzen, und es nicht sind, wenn man ihre Glückseligkeit nach ihren Empfindungen beurtheilt. Die beiden entgegengesetzten Extreme bringen immer einerley Wirkung hervor, und also auch der äußerste Schmerz und das äußerste Vergnügen.

Man giebt der Natur sehr häufig die Grausamkeit Schuld, daß sie dem Men-

Tissot T. 2. P. 1. p. 327. Auch sehe man Elementa Physiol. T. 5. p. 581.

schen die Schmerzen sehr reichlich und das Vergnügen sehr karg zutheilte; und Maupertuis *) hat sogar eine Berechnung angestellt, die es wahrscheinlich machen soll, daß die Summe der unangenehmen Augenblicke in diesem Leben die Zahl der angenehmen weit übertrifft. Ich glaube, die Freunde des Vergnügens können ihm in seiner Rechnung große Defekte machen. Erstlich hängen unsere Vergnügen und Schmerzen und folglich auch die Summe von beiden nicht allein von der Natur, sondern auch vom Schicksale und von uns selbst ab; zweitens muß man bey dieser Untersuchung die Arten des Schmerzes unterscheiden. Man kann also fragen, ob die natürliche Einrichtung des Menschen es mit sich bringt, daß durch die Revolutionen des Mechanismus mehr unangenehme als angenehme Empfindungen in uns entstehen, und ob die Dinge, die von außen auf uns wirken, leichter und öfter Schmerz erregen als Vergnügen: mit andern Worten heißt das gefragt, ob die Na-

*) In seinem Essai de Philosophie morale.

tur mehr ungesunde als gesunde, mehr schwache als starke, mehr zarte als feste Körper hervorbringt, und ob der Mensch überhaupt so gebaut ist, daß Luft, Nahrung, Witterung ihm leicht schaden können. Mich däucht, die Erfahrung nöthigt uns, beide Fragen mit Nein zu beantworten: Kein Geschöpf auf der Erde kann soviel aushalten, als der Mensch: er erträgt den äußersten Grad der Hitze und Kälte ohne Nachtheil für seine Gesundheit: der Grönländer befindet sich am kalten Nordpole eben so wohl als der Indianer in dem heißesten Himmelsstriche, und der Europäische Kolonist läßt sich unter dem achtzigsten Grade nördlicher Breite, unter der Linie, in Kanada, in Peru und in Ostindien nieder, ohne zu sterben, ohne nur siech zu werden. Der Einwohner Sibiriens in der Gegend des Eismeers ist bey seiner kärglichen Kost und bey dem vielen Hunger, den er im Winter ausstehen muß, nicht ungesünder als der Kalmüke unter seinem Filzzelte, oder der Europäer im tapezirten Zimmer; und selbst in den ungesundesten Gegenden, wie bey den Pomtinischen

Sümpfen, wo die schädlichen Ausdünstungen die Gesichtsfarbe bleich machen, leben diese ungesund scheinenden Menschen so lange als in den schönsten Gegenden Italiens. Thut man also der Natur nicht Unrecht, wenn man sie beschuldigt, daß sie uns zu Schmerzen bestimmte? Sie baute den Menschen dauerhaft genug und theilte ihm das große Talent mit, daß er sich an alles gewöhnen kann: sie konnte freilich nicht hindern, daß es unter so vielen Millionen Menschen nicht einige Unglückliche gab, die ihr sieches Leben in beständigen unangenehmen Empfindungen hinbringen müssen, oder daß manche Körper äußerst zart und für jeden äußern Eindruck zu empfindlich wurden; allein ihre Anzahl ist unstreitig nicht die größte unter dem menschlichen Geschlechte.

Man kann ferner fragen, ob die Natur den Menschen so einrichtete, daß seine Ideen ihn mehr betrüben als freuen, das heißt, mehr innern Schmerz als Vergnügen verursachen. Viele Menschen werden zwar von ihren Einbildungen außerordentlich geplagt und haben an ihnen eine reichere

Quelle des Unmuths als Einer, den das Unglück auf allen Tritten verfolgt: bald halten sie sich für verläumdet, für verspottet, für verachtet, bald denken sie sich den Reichthum, die Ehre und das Glück eines Andern so groß, daß es ihren Neid erweckt: manche lassen sich durch Vorurtheile vom Genusse des Vergnügens abhalten und quälen sich lieber mit Langerweile und Verdruß: Andere sehen in der Zukunft nichts als Gefahren und stellen sich das kleinste gegenwärtige oder künftige Uebel wie das schrecklichste Unglück vor, das sie kaum zu überstehen hoffen. Die Zahl dieser Menschen mit einer so mikroskopischen Einbildung ist freilich sehr groß, und die Bestorganisirten haben sie am meisten. Dazu kommt noch, daß ein feines Nervensystem allemal einer großen Veränderlichkeit der Empfindungen aussetzt: es wird nicht nur von jeder Vorstellung sehr heftig gereizt, sondern theilt auch unsern Ideen vielfältig eine falsche Farbe mit. Aber alles dieses zugegeben, ist die Anzahl solcher Menschen die größte? — Gewiß nicht. Die Natur machte die mei-

meisten kalt, unempfindlich, gleichgültig, und gab ihren Nerven einen gemäßigten Ton: den Einen beschenkte sie mit Leichtsinn, Andre mit Gedankenlosigkeit, Andere mit Unempfindlichkeit.

Man kann drittens fragen, ob die meisten Menschen solche Schicksale haben, die ihnen mehr unangenehme als angenehme Empfindungen verursachen. Es ließen sich hier traurige Erfahrungen anführen, die aber einer großen Untersuchung bedürfen, ehe sie entscheiden können. Wen das Schicksal am ärgsten schikanirt, den hat Natur, Erziehung oder Gewohnheit gemeiniglich so abgehärtet, daß ihn das größte Unglück nur streift aber nie verwundet. Der Mensch hat einen unerschöpflichen Vorrath an Gegenmitteln wider das Schicksal in sich — Geduld, Fühllosigkeit, Leichtsinn, Vernunft, Philosophie, Religion: wem das Eine fehlt, dem hilft das Andere.

Endlich könnte auch die Natur unser Wesen so eingerichtet haben, daß uns die Schwäche der Vernunft und die Stärke der Leidenschaften leicht in Umstände versetzte,

die uns nicht blos das Vergnügen, sondern auch oft unsere Zufriedenheit rauben: so groß die Anzahl der Elenden ist, die sich durch Wollust, Schwelgerey, Spiel, Zanksucht, Unbesonnenheit in solche Verlegenheit stürzen, daß sie sich nicht anders als mit einer Pistole daraus zu retten getrauen, so ist sie doch unstreitig die kleinere in der menschlichen Gesellschaft, und man findet ungleich mehr Personen, die lange lebten, ohne Schlachtopfer ihrer Begierden und der Unvernunft zu werden.

„Aber der Genuß des Vergnügens ist nur ein kurzer Augenblick: wir sind unruhig, wenn wir es hoffen, und noch unruhiger, wenn es genossen ist: wir können also niemals sagen, daß es uns glücklich macht; denn gemeiniglich wird uns sogar der Augenblick des Genusses dadurch verbittert, weil er allemal unsere Erwartung nicht ganz und zuweilen so wenig erfüllt, daß es uns gereut danach gestrebt zu haben, und weil wir beständig sorgen müssen, das Vergnügen zu verlieren, wenigstens quält uns doch die traurige Gewißheit, daß es einmal aufhören wird.

Schmerz, Verdruß, Unglück und jede unangenehme Empfindung fühlen wir schon in ihrer ganzen Stärke, wenn wir sie noch fürchten, ihr Gefühl verdoppelt sich, wenn sie da sind, und die Erinnerung daran quält uns oft so sehr als die ausgestandene Unannehmlichkeit. Hat sich ein unangenehmes Gefühl unsrer Seele bemächtigt, so macht es sie zum Genusse aller Vergnügen unfähig, die sich ihr darbieten: es hüllt unsern Geist in düstere Wolken, die auf alles in und außer uns einen schwarzen Schatten werfen; wir entsagen unsern liebsten Ergötzlichkeiten und hassen alles, was uns aufheitern könnte. Wie leicht hingegen stört ein kleines Mißvergnügen unsere größten Freuden! Ist der erste Taumel des Genusses vorüber, so quält uns unsere Vernunft meistens mit der Vorstellung, daß wir uns an einer Kleinigkeit vergnügten, an einer Puppe, die von unsrer Fantasie mit falschen Reizen geschmückt wurde."

Alle diese Erfahrungen sind richtig, wenn man unsere angenehmen und unangenehmen Empfindungen obenhin betrachtet;

allein je genauer man sie zergliedert, desto mehr findet man, daß die einen die andern nicht entbehren können. Das Angenehme wird immer durch sein Gegentheil gehoben, und das größte Glück ermüdet uns bald, wenn sich nicht kleine Widerwärtigkeiten darunter mischen und seinen Geschmack anziehender machen. Dieses ist eine Anstalt der Natur, und das Schicksal erzeigt uns eine Wohlthat, wenn es uns mitten im Genusse ein wenig neckt: wir fühlen unsere Gesundheit mehr, wenn zuweilen kleine Unpäßlichkeiten sie unterbrechen, und die beständige Gefahr, eine Glückseligkeit zu verlieren, reizt unsere Begierde sie uns mit destomehr Sorgfalt zu erhalten. Die Unruhe selbst, womit unsere Wünsche dem Genusse entgegen eilen, ist eine Art des Vergnügens, wie sich jeder bewußt ist, der jemals einen Plan mit Hitze verfolgte: die Hofnung, ein gewisser Vorschmack der Freude, der wir entgegensehn, wenn uns unsere Absicht gelingen sollte, die Zaubereyen der Imagination, die uns den Gegenstand, wonach wir streben, in demschönsten Lichte darstellt, die

Thätigkeit, worein uns unser Verlangen versetzt, verschaffen uns gewiß sehr angenehme Empfindungen, denen die Unruhe zur Würze dient, und verdirbt uns gleich manchmal hinterdrein die Vernunft unsere Freude, so macht auch dieses unserer Eigenliebe Vergnügen, daß wir so viel Einsicht, Weisheit, Erfahrung und Verstand besitzen, die Nichtigkeit der menschlichen Vergnügungen einzusehen. Der moralisirende Greiß thut sich auf seine Verachtung der Welt eben so viel zu gute, als der Jüngling auf seine Fähigkeit zum Genusse. Es giebt keine einzige Empfindung in der ganzen menschlichen Natur, womit die Eigenliebe nicht das Gefühl des Vergnügens verbinden kann: Zorn, Aerger, Rachbegierde und selbst die Traurigkeit haben ihre Freuden. Wer unter die Summe der angenehmen Empfindungen auf dieser Erde nur die ganz reinen unvermischten zählt, macht seine Rechnung sehr falsch und übergeht die glücklichsten Augenblicke seines Lebens.

Gewöhnlich ist Weinen der Ausdruck des Schmerzes, Lachen die Sprache des Ver-

gnügens: allein die Freude hat bekanntermaßen eben so wohl ihre Thränen, als der Gram, besonders bey empfindsamen Seelen; bey Menschen von zarter Organisation wird alles gleich zu Rührung. Es muß daher zwischen der Nervenbewegung des Schmerzes und der Freude, wenn sie zu einerley hohem Grade gelangen, eine geheime Aehnlichkeit seyn, weil beide in einem feinen Nervensystem einerley Wirkung auf die Thränendrüsen thun. Es ist bekannt, daß manche Schmerzen auch Lachen erwecken, allein dieses sind Unregelmäßigkeiten und entstehen aus einem zufälligen Reize der Nerven, die ihre meisten Zweige in dem Zwergfelle verbreiten. Ueberhaupt bleibt sich ein Mensch in dem Ausdrucke seiner Empfindungen nicht allemal gleich, weil sich seine Dispositionen zu oft ändern: heute ist er so weich, daß ihm bey jedem unvermutheten, noch so geringem Glücke, oft bey einer nichts bedeutenden Gefälligkeit die Augen überfließen oder wenigstens sich mit Thränen füllen; morgen kann seine Freude nur lachen.

Unter den angenehmen Empfindungen, die sich sehr leicht in Schmerz verwandeln, verdient der Kitzel einige Aufmerksamkeit: als eine Sensation, in sofern er durch das sanfte Berühren mancher nicht allzufleischigen oder mancher nervenreichen Theile entsteht, und als ein körperliches Gefühl, das auf einem zufälligen mechanischen Reiz erfolgt, ist er bekannt: allein vielleicht ist er es weniger, in sofern ihn Vorstellungen erregen. Um ihn von dieser Seite kennen zu lernen, darf man nur gewisse wollüstige Weibespersonen von gemeinem Stande beobachten, wenn sie Jemanden erblicken, der ihnen sehr gefällt: ihr Lachen und ihre Bewegungen setzen einen wirklichen Kitzel voraus, den ihnen der Anblick der angenehmen Person verursachte.

Freude, Traurigkeit.

Gewöhnlich rechnet man die Freude unter die angenehmen und die Traurigkeit unter die unangenehmen Empfindungen; allein diese Klassifikation ist darum falsch, weil nicht jede Traurigkeit unangenehm ist: es

giebt auch eine süße, und der empfindsame Verliebte wird seine Schwermuth nicht unter die unangenehmen Gefühle rechnen lassen.

Die Engländer unterscheiden delight und pleasure, die Lateiner delectatio und voluptas, und beide Sprachen haben auch noch ein besonderes Wort für die Empfindungen, die wir Freude nennen (joy, gaudium.) Diese Unterschiede sind blos rhetorisch, aber nicht philosophisch: delectatio (delight) ist das Vergnügen, in so fern ein Gegenstand es uns gewährt *), voluptas, (pleasure) die Empfindung des Vergnügens überhaupt: das erste drücken wir im Deutschen oft durch Gefallen aus, und der Philosoph kann den Unterschied gut entbehren.

Ihrer Natur nach ist die Freude die nämliche Empfindung, die wir vorhin Vergnügen nennten, aber in einem sehr hohen Grade, das heißt, es geht in unsern Nerven das nämliche vor, wenn wir Vergnügen,

*) he delights in reasoning.

und wenn wir Freude fühlen, nur ist im letzten Falle die Bewegung der Lebensgeister ungleich heftiger und durch mehr Nerven ausgebreitet: sie kann zuweilen den ganzen Körper einnehmen, den Herzschlag verändern, in Zittern versetzen und nicht selten den Tod verursachen. Man erzählt eine Menge Geschichten von Personen, die ein unvermuthetes Glück tödtete: die Nichte des Herrn von Leibniz, die vor Freude starb, als sie unter dem Bette ihres verstorbenen Onkels 6000 Dukaten fand; der Soldat, der in der Umarmung eines Mädchens starb, das er so lange vergebens liebte; Fouguet, der todt zur Erde fiel, als man ihm ankündigte, daß ihm der König die Freiheit wieder gegeben hätte; Zeuxis, der sich über ein altes Weib zu Tode lachte, das er gemalt hatte, und das ihm so außerordentlich gefiel, sind bekannte Beispiele: der Philosoph ist es vielleicht weniger, der einen Esel gravitätisch zu einem Korbe Feigen daher schreiten und davon fressen sah. „Wer gut ißt, muß auch gut trinken," sprach er, und reichte ihm einen Becher mit Wein

hin. Der Feigenfresser that Bescheid, und mein Philosoph lachte sich darüber zu Tode. Sogar ein Hund, der seinen Herrn zwey Jahre nicht gesehn hatte, fühlte die Freude des Wiedersehens so stark, als er ihn von ungefähr fand, daß er ihm an den Hals sprang, sich daran hing und todt davon abgezogen wurde. *)

Eine Art von Berauschung, Taumel, Schwächung des Bewußtseyns und alle übrige Folgen der Trunkenheit sind die gewöhnlichen Wirkungen der Freude auf die Seele und verursachen oft eine wirkliche Verrückung, wie bey der Mutter des Thomas Kulikan geschah, die einige Tage wahnwitzig war, als sie hörte, daß ihr Sohn ein Treffen gegen die Rebellen gewonnen hätte. Sie erregt die Imagination, und unsere Beurtheilung wird destomehr unterdrückt, je mehr die Menge und der Strom unsrer Ideen zunimmt: daher kommen die unüber-

*) Memoires du Marquis de Long. p. 183. angeführt in Tissot's Traité d. n. T. 2. P. 1. p. 333.

legten Reden und Handlungen, wozu besonders lebhafte Charakter sich von der Freude hinreißen lassen: sie werden durch sie übermüthig, ungestüm, oft beleidigend und zänkisch, und wenn der sanfte gutherzige Mann vor Freuden über ein Glück seine Freunde küßt, ihnen die Hände drückt, sie beschenkt und allen Menschen Wohlwollen und Freundlichkeit beweist, so geht der Ungestüme auf Beleidigungen aus, neckt jeden, der ihm in den Weg kommt, und beträgt sich mit lächerlichem oder widrigem Stolze: der Grobe wird zehnmal gröber, der Höfliche höflicher, der finstere Schadenfrohe tückisch, der Muntere ausgelassen lustig, dem Witzigen strömt sein Witz voller und glücklicher als gewöhnlich, der Ungesittete schreyt und lärmt. *)

*) Elle anime l'action de l'ame même et celle de toute la machine; elle donne des idées, elle fait penser plus vivement, plus fortement; les yeux sont plus brillans, la circulation plus forte, plus egale. — Les secretions et les excretions se font mieux, la transpiration est plus abondante: les digestions sont plus aisées et meilleures, le sommeil est plus long et plus doux, les guerisons

Traurigkeit, Betrübniß, Gram, Kummer sind eine Art des innern Schmerzes und Benennungen Einer Empfindung, die entweder wie ein heftiger und schneller Affekt oder wie eine langsame nagende Leidenschaft wirkt: im ersten Falle tödtet sie plötzlich, im andern zehrt sie auf. Zimmermann *) erzählt ein merkwürdiges Beispiel von der ersten Art. Ein Prinz von Holstein ließ den Leichnam seiner Gemahlin aus dem Sarge, worin er unterdessen gelegen hatte, in einen schönern bringen und befahl ihn zu rufen, wenn es geschehen wäre. Er kniete daneben, seufzte und fiel todt zu Boden. Auch Omaja, ein Schüler Mahomets, hatte ein ähnliches Schicksal. Als er aus Syrien zurückkam, wo er seine Offenbarung hatte bekannt machen wollen, ging er durch die Gegend von

sont plus faciles, les convalescences plus courtes, la vie plus longue. *Tissot.*

*) Von der Erf. B. 2. Auch Tissot erzählt ein ähnliches Beispiel von Ludwig von Burgund, der das Grab seines Vaters, des Grafen von Montpensier, zu Puzzolo öffnen ließ und bey dem Anblicke der Leiche sogleich starb.

Bedra und sah in einem Graben zwey seiner Vettern todt liegen, die man nach einer Niederlage hingeworfen hatte. Ein so rührender Anblick bricht ihm das Herz; er seufzet, zieht den Degen, schneidet seinem Kameele die Ohren ab und stirbt vor Schmerz und Zorn. *)

Die langsame Traurigkeit theilt den Nerven einen starken Reiz mit, der sie allmälig erschlafft, das Herz schlägt bald heftig und verursacht Aengstigen, bald ermattet seine Bewegung. Das Blut überfüllt Herz und Lunge, wie man bey der Oeffnung solcher Personen fand, die am Grame starben, beides wird zu sehr gespannt, der Athem beklemmt, und die geängstigte Brust sucht sich durch Seufzen und Schluchzen Luft zu machen. Die Angst steigt immer höher bis zu dem schrecklichen Augenblicke, wo die Thränen durchbrechen wollen: fließen sie, dann beruhigt sich unsere schmerzliche Empfindung, wir fühlen uns erleichtert, als wenn eine große Last von der Brust abgewälzt

*) Vie de Mahomet par Turpin. T. 2. p. 247.

wäre. Bey manchem Charakter und überhaupt im ersten Anfalle eines tiefen Schmerzes kann die Natur keine solche Erleichterung bewirken, und die Beklemmung wächst daher zu einem desto höhern Grade an. Vorzüglich verlieren die Werkzeuge der Thätigkeit ihren Ton, die Gesichtsmuskeln werden schlaff, das Feuer in den Augen erlöscht, die Mine wird matt, die Wangen bleich und gelb, die Haut runzlich, schuppich, trocken, das Fleisch schwindet und macht der Magerkeit Platz, der Kopf hängt nieder und braucht sehr oft den Arm zur Stütze, Hände und Füße halten sich in beständiger Ruhe; der Bekümmerte sitzt unthätig da, flieht alle Beschäftigungen und sieht nicht einmal gern solche Auftritte des Lebens, wo viel Tumult, Thätigkeit und Bewegung herrscht: die Einsamkeit ist seine Freundin, und er hört so ungern reden als er selbst spricht. Seine sehr aufgeregte Einbildung erfüllt sich mit seltsamen schwarzen quälenden Bildern: alles zeigt sich ihm von der melancholischen Seite, und über der ganzen Erde scheint ein Flor zu liegen, wie über seiner Seele:

wenn er räsonnirt, so geschieht es, um sein Unglück zu vergrößern, um zu beweisen, daß er der unglücklichste Mensch unter der Sonne ist, daß es keine Glückseligkeit auf der Erde giebt. Besonders bemächtiget sich Eine feste Idee seiner ganzen Vorstellung, und dieses ist der Gedanke an die Ursache seiner Traurigkeit; sie frißt sich gleichsam so tief ein, daß sie alle andere Vorstellungen verdrängt, den Elenden unfähig macht an etwas zu denken, etwas zu beschließen, zu überlegen: in allen, noch so unähnlichen Gegenständen findet sein Witz eine Aehnlichkeit mit seinem Unglück, und alles, was er sieht, hört oder liest, zieht er auf sich und seine betrübten Umstände, wenigstens vergleicht er sie damit und findet gewöhnlich, daß sie schlimmer sind, als alle andere betrübte Umstände in der Welt. Nach Beschaffenheit seines natürlichen Charakters wird er ärgerlich, mürrisch, jachzornig, oder mißtrauisch, scheu, ängstlich, furchtsam, verliert alles Zutrauen zu sich selbst und seinen Kräften, allen Muth und alle Hofnung: die Kräfte der Seele sind so sehr niedergedrückt, als die

körperlichen, und er kann zuletzt nicht einmal mehr wollen, begehren, wünschen oder nach etwas streben: alle angenehme Empfindungen entweichen, das Vergnügen wird ihm verhaßt, und zuletzt geht diese Niedergeschlagenheit in eine wirkliche Schwermuth, in Melancholie über. Die schrecklichen Einbildungen mehren sich alsdann, die Gestalten im Gehirne werden so täuschend, daß sie vor den Augen zu stehen scheinen, das Gedächtniß zerrüttet sich und vermischt sich so sehr mit der Imagination, daß sich der Unglückliche oft einbildet vor gewissen Zeiten und an gewissen Orten Dinge gesehn, gehört oder gethan zu haben, die eben izt in seiner Vorstellung aufsteigen, ohne sie jemals gesehn, gehört oder gethan zu haben, und daß ihm hingegen längst geschehene Sachen wie gegenwärtig oder jüngst geschehen vorkommen. Personen, Zeiten, Oerter, Begebenheiten verwechseln sich unaufhörlich in seinem Kopfe: die Gespenster seiner Fantasie quälen ihn, bis endlich die Organe seines Denkens ermatten, die Schlafsucht das Bewußtseyn vertilgt,

und der Tod ihn von der Last des Lebens befreyt.

Die Engländer nennen eine gewisse Art Traurigkeit, das Herzbrechen, (heart-breaking) und es giebt noch viele andere, wofür keine Sprache einen Namen hat; denn da ihre Ursachen sehr verschieden seyn, und sich folglich vielerley Empfindungen damit vermischen können, so ist sie auch vielfältiger Schattirungen fähig. Ein Minister, der sich zu Tode grämt, weil er die Gnade seines Herrn und mit ihr seine Macht, sein Ansehn, seine Achtung verlor; Klarisse, die sich für Schmerz langsam aufzehrt, weil sie sich durch die Flucht von ihren Aeltern um ihren guten Namen gebracht, und weil ihr Lovelace ihre Unschuld geraubt hatte; ein unglücklicher Verliebter, der zum Besitze des geliebten Gegenstandes nicht gelangen konnte oder gar mit Verachtung abgewiesen wurde — alle diese drey Personen haben eine traurige Empfindung, aber von sehr verschiedener Art: im ersten Falle mischt sich Ehrgeiz, Stolz, Eitelkeit darunter, im andern Schaam und Unzufriedenheit mit sich selbst, im dritten

die Liebe, oft auch Neid gegen den glücklichen Nebenbuler, Unwille gegen die Personen, die sich der Befriedigung der Leidenschaft widersezten, Zorn gegen sich selbst, wenn man sich durch einen Fehler seine Absichten vereitelte.

Traurigkeit, mit Zorn vermischt, heißt Aerger, mit Fühllosigkeit verbunden, heißt sie Resignation: aus Zorn, Traurigkeit und Verachtung entsteht Indignation.

Der Aerger hat das besondere, daß er sehr stark auf die Galle wirkt und sie zur Ergießung in den Magen reizt, woraus sie zuweilen in das Blut übergeht und alle Säfte anstekt: außerdem verursacht er Drücken auf der Brust und zieht die Luftröhre zusammen, daß die Sprache zitternd wird. Der Geärgerte knirscht mit den Zähnen, wird bleich und verstummt, und wer in einem hohen Grade ärgerlich ist, fällt sehr leicht in eine gänzliche Entkräftung, kann nicht stehen, weder Arm noch Fuß rühren, stützt den Kopf auf die Hand, verliert Sprache und Besonnenheit, sich zu verantwor-

ten, schweigt und schöpft mit klopfendem Herze Athem.

Die Indignation des rechtschafnen Mannes, der über eine Ungerechtigkeit, wider Fehler in den öffentlichen Einrichtungen, in den Sitten, wider das Glück der Dummheit und Unvernunft eifert, ist unstreitig die rühmlichste, aber auch die seltenste: sie hat überhaupt mit dem Aerger sehr viel ähnliches, ausgenommen daß bey ihr ein hoher Grad von Verachtung gegen den Gegenstand hinzukommt, der sie erregt, da man sich hingegen über eine Person oder eine Sache sehr ärgern kann, ohne sie zu verachten. Eine gute Frau fühlt keine Verachtung gegen ihren Mann, wenn sie sich über ein hartes Wort ärgert, aber sie fühlte sie gewiß, wenn sie ihn in den Armen einer Andern anträfe: im letzten Falle ist es Indignation, was sie empfindet, die zuweilen taub, stumm machen, oder gar tödten kann.

Zorn.

Einer der einfachsten Affekten ist der Zorn, das Antheil der ganzen thierischen

Natur, vom Menschen bis zum kleinsten Wurme, den wir kennen: sogar eine kleine Blattlaus, der Bonnet ihre Jungen nehmen wollte, äußerte ihn mit solcher Heftigkeit, daß sie mit allen Füßen um sich schlug. Die Natur bestimmte ihn zu einem sehr nützlichen Endzwecke; denn er soll das Mittel unsrer Selbsterhaltung seyn: ohne ein so lebhaftes Gefühl gegen alle Beleidigungen und Angriffe, die unserm Leben, unsrer Ehre, unserm Vermögen Schaden thun können, würde ein Mensch vom andern unterdrückt: der Eine zürnt, der Andere fürchtet sich und beleidiget nicht, um keinen Zorn zu erwecken. Nichts macht daher einen so tiefen Eindruck, besonders auf schwächliche Personen, als ein zorniges Gesicht: aber es ist auch nichts lächerlicher, als der heftige Zorn eines Menschen, der nicht schaden kann, entweder weil er zu friedfertig, zu schwach, oder zu furchtsam ist. Dem Erzürnten glühen die Wangen, weil das Blut einen heftigen Trieb nach dem Kopfe be-

*) Oeuvres de Bonnet. T. I.

kommt, die Augen blitzen von Wuth und treten hervor, die Augenbramen ziehen sich in die Höhe und sträuben sich, alle Muskeln des Gesichts gerathen in Bewegung, die Nasenlöcher erweitern sich, die Zähne schlagen zusammen, die Stimme verstärkt sich, die Worte stürzen schnell und haufenweis über die Zunge hervor, und die Ideen übereilen oft die Sprachwerkzeuge so sehr, daß ein Stottern entsteht: die Fäuste ballen sich, und manche Personen schlagen sogar die Daumen ein, Arm und Kopf gestikuliren stark, und der Schritt verdoppelt sich. Viele laufen herum wie unsinnig, schlagen mit den Händen auf den Tisch, stampfen mit den Füßen, stoßen, schlagen um sich, brechen entzwey, was ihnen in den Weg kommt: Andere spucken unaufhörlich aus, uud manchen tritt sogar der Schaum vor den Mund. Dieser Affekt ist unter allen einer von den größten Feinden der Vernunft, Ueberlegung und Beurtheilung: er benebelt oft den Verstand so sehr, daß die besten Menschen von Personen und Sachen ganz entgegengesezt urtheilen als gewöhn-

lich: er kann den billigsten Mann zum unbilligsten machen. Wegen der außerordentlichen Erschütterungen, die er im ganzen Nervensistem verursacht, begleiten ihn gemeiniglich viele andere starke Empfindungen: Haß, Verachtung, Rachbegierde ist sein gewöhnliches Gefolge; allein diese sind nicht nothwendig mit ihm verbunden; denn bey kleinen Kindern erregt ihn auch das Gefühl des Schmerzes, und es zeigen sich an ihnen alle seine Symptome, ob sie gleich wahrscheinlich weder Haß noch Rachbegierde noch Verachtung gegen den Schmerz fühlen können. Auf schwächliche Personen macht er den Eindruck wie der Aerger: er raubt ihnen alle Kräfte des Geistes und des Körpers.

Sein Hauptingredienz ist eine heftige Verabscheuung, und seine veranlassende Ursache allemal eine Vorstellung, die einen innern Schmerz erregt. Bey Kindern, wie vorhin gesagt wurde, und bey Leuten von geringer Geistesbildung kann ihn auch ein äußerer Schmerz hervorbringen; wenn sie sich stoßen, schneiden, oder wenn ihnen et-

was am Leibe wehthut, werden sie böse, schlagen den Tisch, woran sie sich stießen, treten den Stein, worüber sie stolperten, oder werfen das Spielzeug zu Boden, woran sie sich eine Wunde machten: darauf gründet sich die Methode der Kinderweiber, die den Schmerz, den Unwillen und das Geschrey dadurch stillen, daß sie die Sache, die Anlaß dazu gab, schlagen, bedrohen, schimpfen oder zum Fenster hinauswerfen. Die Beruhigung rührt aber alsdann mehr von der besänftigten Furcht her, weil das kleine Geschöpf nunmehr vor einer Wiederholung des Schmerzes sicher zu seyn glaubt, da seine Veranlassung entfernt ist, und dieser nämlichen Ursache schreibe ich auch ihre Freude und ihr Lachen zu, wenn die Amme den Tisch oder die Klapper auf so eine Art bestraft hat. Sie machen dabey wahrscheinlich eine dunkle Vergleichung mit sich selbst und glauben daher, daß der bestrafte Gegenstand aus Furcht vor der Strafe sich hüten wird, ihnen wieder Schmerz zu verursachen. Auch die Wilden peitschen ihre Götter, oder werfen sie ins Feuer, wenn sie

Beschwerden wider sie zu haben glauben, und Xerxes, der den Hellespont mit Ruthenhieben bestrafen ließ, weil er ihm eine Brücke weggerissen hatte, handelte natürlich wie ein Kind, wiewohl bey ihm der Umstand noch hinzukam, daß er sich das Meer nicht blos als eine leblose Sache, wie wir, sondern personifizirt als eine Gottheit dachte. Leute von Verstande und gebildeten Sitten lassen sich nur durch einen innern Schmerz in Zorn versetzen, wenn ihnen etwas gesagt oder gethan wird, das ihnen einen wirklichen oder eingebildeten Schaden zufügt, und seitdem die Menschen das Point d' honneur kennen, reizt der letzte mehr, als der erste. Wir sind so weit aufgeklärt, daß wir weder auf leblose Dinge, die uns unschuldiger weise Schmerz machen, noch auf widrige Begebenheiten des Zufalls zürnen. Nach unsern heutigen Grundsätzen müssen wir sogar der Lebensgefahr kalt begegnen, uns gelassen mit der Kugel oder dem Degen die Brust durchboren sehen, und unter allen Leidenschaften, die uns

von Moral und Wohlstand verboten werden, ist keine so sehr ein Fehler als der Zorn.

Bey Personen von lebhaftem Temperamente macht diese Leidenschaft den Ideengang schneller, bey Andern hat sie die Wirkungen wie der Aerger und raubt ihnen so sehr die Gedanken als die Worte: Jenen giebt sie alles nachtheilige ein, was sie von der Person wissen, die sie darein versetzte, und dieses geht bey manchen Leuten so weit, daß sie sogar Vorwürfe und Beschuldigungen erdichten und in dem Augenblicke das Bewußtseyn zu verlieren scheinen, daß es nur Erfindungen sind, um den Andern zu kränken.

Schrecken. Entsetzen. Grausen.

Das Schrecken hat mit dem vorigen Affekte vieles gemein: es wirkt eben so stark und mit eben den Folgen auf die Nerven und den Umlauf des Blutes: es ist ein heftiger Stoß auf Brust, Arme und Knie, der einmal in einer Minute fünf und zwanzig Pulsschläge mehr als gewöhnlich verursachte, und in einem andern Falle den Puls-

schlag zwanzig Jahre lang heftiger machte, als er vorher ging. *) Wir fahren zusammen, wenn uns plötzlich etwas erschreckt, und vielen, besonders schwächlichen Personen, sinken die Knie ein. An manchen Thieren, wie an den Hähnen und Kakadus, richten sich die Federn am Kopfe auf, wenn sie zürnen, und bey manchen Menschen soll dieses alsdann mit den Haaren geschehn: so wenig zuverlässigen Beweis ich dafür habe, so bestätigt ist es doch, daß es im Schrecken geschieht, weil es die Schweißlöcher so sehr zusammenzieht als die Kälte und dadurch die Haare nöthigt, sich zu sträuben. Beherzte Menschen bringt es in den Zorn, und man hat mir von einem Offizier erzählt, den man erschrecken wollte, weil er keine Gespenster glaubte, und der das Gespenst so übel mit dem Degen behandelte, daß es sich nur mit der Flucht vom Tode retten konnte. Bey Andern ist Furcht die gewöhnliche Begleiterin des Schreckens, und sie stehen daher gemeiniglich wie versteinert, können nichts sagen noch

*) *Tissot* im traité des nerfs. T. 2. P. 1. p. 390.

thun, und wissen nicht, ob sie fliehen oder bleiben sollen.

Entsetzen und Grausen sind von dem bloßen Schrecken nicht allein im Grade unterschieden, sondern auch dadurch, daß sich mehr oder weniger Furcht, Verabscheuung, und zu dem Entsetzen zuweilen auch Eckel gesellt. Alle drey Empfindungen vereinigen sich fast in Einem Grade, wenn wir uns vor einer Leiche entsetzen: verursacht uns aber ein finstrer, einsamer Ort Grausen, so hat die Furcht die Oberhand, und wir fühlen alsdann Zittern, eine Zurückziehung des Blutes nach dem Herze, Schaudern und Bangigkeit. Es ist nicht möglich, den Unterschied zwischen dieser Empfindung und der bloßen Furcht mit Worten anzugeben: allein wer auf sich Acht geben kann, findet gewiß, daß sie beide unterschieden sind.

Nicht selten folgt eine gänzliche Verrükkung auf ein heftiges Schrecken. Eine ziemlich starke Bäuerin *) wurde an einem Seile in eine tiefe Höle hinabgelassen, um verlaufenes Vieh dort zu suchen, kam verrückt her=

*) Tissot T. 2. p. I. p. 405.

auf und gelangte niemals wieder zu ihrem Verstande. In dem Hospitale zu Montpellier war einmal ein junger Mensch, den zwey Räuber auf einer Reise angriffen, und der auf der Stelle in Wahnwitz verfiel: Gorris, den zu den Zeiten der Ligue ein Trupp bewaffneter Leute anhielt, gerieth in einen Blödsinn, der ihn in seinem ganzen Leben nicht wieder verließ.

Noch mehr: sogar schreckliche Träume und Einbildungen können diese Wirkung hervorbringen. Ein junges Mädchen träumte, daß sie in der Hölle wäre und von den bösen Geistern die Qualen der Verdammnis litte: der Traum machte sie einige Tage verrückt, und ihren Blick verwildert. *) Ein junger Mensch ging des Abends über einen dunkeln Platz, glaubte ein Gespenst zu sehen und kam halb todt, mit einer Entkräftung, einem Ekel, einer Schwäche nach Hause, die vierzehn Tage dauerte: er bekam Konvulsionen, verlor die Sprache, raste. **)

*) Ebend. S. 408.

**) Hofmann dissert. Morbus convulsivus a viso spectro. Ien. 1682.

Furcht. Scheu. Angst.

Gewöhnlich paart man die Furcht mit der Hofnung, weil sie beide etwas künftiges zum Gegenstande haben, aber sehr unrichtig; denn wir fürchten uns eben so oft vor etwas Gegenwärtigem als etwas Zukünftigem, und in ihren Wirkungen haben jene beiden Empfindungen nichts ähnliches und nichts entgegengesetztes. Man könnte zwar sagen, daß wir uns nicht vor dem schädlichen Thiere, sondern vor der Gefahr, von ihm verwundet zu werden, und also nie vor dem gegenwärtigen fürchterlichen Gegenstande, sondern vor seiner künftigen Schädlichkeit fürchten; allein wenn wir etwas fürchterliches nur denken oder lesen, fühlen wir Furcht, ob wir gleich vor allem künftigen Schaden ganz sicher sind, man müßte denn sagen, daß es alsdann nur eine Empfindung wäre, die wegen der Assoziation erfolgte.

Die Furcht macht alles am Menschen schlaff und kalt, schwächt Puls und Athem, verursacht Schauer oder treibt einen Angstschweiß aus; das Gesicht erblaßt, wenn sie

sehr heftig ist, die Zähne schlagen zusammen wie in der Kälte, Arme und Knie zittern, und wir werden ohnmächtig zur Flucht und zum Widerstande; allein diese lezten entkräftenden Wirkungen hat sie gewöhnlich nur bey schwächlichen Personen, Andern hingegen macht sie geschwinde Füße.

Am merkwürdigsten sind ihre Folgen, wenn sie aus einer bloßen Einbildung oder aus Ekel entsteht: man hat Menschen gesehen, die das Lesen medicinischer Bücher auf einige Zeit den schmerzlichen Gefühlen aussezte, von denen sie gelesen hatten, und Andere, die sich vor Kräze, Blattern, Ausschlägen scheuten, verfielen nicht lange darauf in die nämlichen Krankheiten. Die Wirkung der Imagination auf das vegetatife Sistem ist in diesem lezten Falle so heftig, daß Zimmermann *) von einer Mutter erzählt, die den kräzigen Kopf ihres Kindes reinigte und sich einen ähnlichen Ausschlag dadurch zuzog, weil sie befürchtete, daß sich ihr das Gift durch die Haut an den Fingern und durch das Einathmen mitgetheilt haben

*) Von der Erf. B. 2.

möchte. Hypochondristen, die vorzüglich zu Einbildungen und zur Furcht geneigt sind, betragen sich oft gegen andere Menschen so, als wenn sie wirklich etwas von ihnen zu fürchten hätten. Der berühmteste aus dieser Zunft, der Magister Bernd, ging zu gewissen Zeiten allen Leuten aus dem Wege, weil er fürchtete, daß sie ihm auf den Hals fallen möchten, und zu einer andern Zeit gerieth er in Todesangst, wenn er mit Jemand sprach, weil ihm immer war, als wenn er ihm ins Gesicht speyen sollte. Sie verursacht nicht selten Wahnwitz, und wenn es auch nicht so weit kommt, verwirrt sie wenigstens die Gedanken: daher wissen furchtsame Menschen keine Entschuldigungen zu finden, wenn man ihnen Vorwürfe macht, können sich oft nicht einmal rechtfertigen, ob sie gleich ganz unschuldig sind, oder sprechen so verkehrt und zu ihrem eignen Nachtheile, daß man sie beinahe für schuldig halten muß. Einigen wird blos die Zunge gebunden, daß sie stottern und keine Ausdrücke finden können, ob sie gleich hinterdrein versichern, in dem Augenblicke der Verwirrung alles ge-

dacht zu haben, was sie sagen sollten. Das Gedächtniß verliert seine ganze Wirksamkeit so sehr als Verstand und Ueberlegung. Man kann bey einer heftigen Furcht sich auf nichts besinnen, was man vorher auch noch so gut wußte, wie ich dieses an einem schüchternen Kandidaten gesehen habe, als er examinirt wurde, und wenn sich die Furcht eines Generals oder einer Armee bemächtigt, so ist es mit ihrer Tapferkeit und dem Siege vorbey.

Muth, Herzhaftigkeit, Tapferkeit sind dieser Empfindung entgegengesetzt und auch an Thieren sichtbar. Gründe und vernünftige Vorstellungen können uns vielen Muth eingeben, besonders solchen Menschen, die aus vernünftiger Einsicht zu handeln gewohnt sind; doch geschieht es sehr selten ohne die Dazwischenkunft eines Affekts und vielleicht niemals, wenn mans genau untersucht. Man sage Leuten, über welche Religionsideen viel vermögen, die besten Bewegungsgründe aus dieser Klasse vor, aber so trocken und mit so vernünftiger Kälte, daß sie weder auf ihre Imagination noch ihre

Leidenschaften wirken, und sie werden darum nicht muthiger in der Gefahr, noch entschlossener zu einer Unternehmung seyn: aber man schmeichele den Stolz des Mannes, der seine Religion mit Lebensgefahr vertheidigen soll, und verspreche ihm, daß er nach seinem Märtyrtode die ehrenvollste Stelle im Himmel einnehmen, auf goldenen Stühlen unter Erzengeln sitzen und unter die vertrautesten Freunde Gottes gehören wird: man verspreche dem wollüstigen Türken, daß ihm wenn er in der Schlacht stirbt, das schönste Mädchen im Paradiese zu Theil werden soll, oder man überrede einem Heere, daß Gott es eines wunderthätigen besondern Beistandes würdigt, welches auch jeder Feldherr vor einer Schlacht zu allen Zeiten unter Christen, Juden und Heiden that; und diese Vorspiegelungen werden mit desto mehr Tapferkeit begeistern, je stärker sie die Lieblingsleidenschaft kitzeln. Alsdann läßt sich einerley Grad der Herzhaftigkeit durch die entgegengesetztesten Ideen bewirken: der Glaube an ein unausweichbares Schicksal, das unsern Tod zu einer gewissen Zeit beschlossen hat, wir

mögen ihn vermeiden oder nicht, macht den Türken eben so tapfer, als den Christen die Ueberzeugung von einer gütigen Vorsicht, die über sein Leben wacht und es wider die Feinde schützt. Der eine stirbt eben so unerschrocken, weil er in ein besseres unendliches Leben überzugehen hoft, als der Andere sich das Messer an die Kehle setzt oder sich die Kugel durch den Kopf jagt, weil er glaubt, daß mit dem Tode alles aus seyn wird. Lebhafte feste Ueberzeugung scheint also die einzige Quelle des Muthes zu seyn, und da diese am gewissesten erfolgt, wenn man Imagination und Leidenschaft ins Spiel zieht, so ist es sehr erklärbar, warum diese beiden Hebel zur Hervorbringung desselben vorzüglich nöthig sind.

Als körperliches Gefühl verdient er gleichfalls einige Aufmerksamkeit; er ist in dieser Rücksicht eine Folge von der Nervenmodifikation, die wir Lebhaftigkeit, Gefühl der Kraft genannt haben, und es läßt sich daher alles auf ihn anwenden, was von diesen Empfindungen gesagt wurde.

Auch berauschende Getränke, Klima, strenge Kälte können ihn geben. Der Türke verschaft sich ihn mit Maßlak, und der betrunkene Christ ist noch einmal so herzhaft als vor dem Rausche: der Feigste wird oft in der Trunkenheit ein wirklicher Renomist. Dieses geschieht aus einem doppelten Grunde: erstlich setzen starke Getränke die Lebensgeister in heftige Bewegung, und strenge Kälte thut nicht allein dieses, sondern verursacht auch sogar den Fleischfasern einen strafferen Ton: zweitens erregen sie die Imagination sehr stark und machen sie gegen jeden Eindruck reizbarer. Aber aus diesem Grunde ist eine solche Tapferkeit sehr vergänglich; denn so leicht die Seele alsdann Eindrücke annimmt, die uns nach unserer Denkungsart Muth geben, eben so leicht und so stark wird sie auch von solchen überwältigt, die uns Furcht einflößen, und man kann daher einen trunknen Beherzten, der alles umbringen will, in derselben Minute so zaghaft machen wie ein Kind.

Sonderbar ist es, daß sich bey Einem Menschen die größte Unerschrockenheit in ei-

nigen Fällen mit der größten Furcht in andern vereinigen kann. Man weiß die Anekdote vom General Anson, der die Reise um die Welt gethan, sehr viele Stürme auf dem offenen Meere und Seegefechte ausgestanden hatte, und der gleichwol vor Furcht zitterte und jeden Augenblick zu ertrinken dachte, als er in Amsterdam auf einem schmalen Kanale in einer Treckschute fuhr. Auch der General ist bekannt, wiewol mir sein Name entfallen ist, der einen ganzen Krieg mitgemacht hatte und sehr häufig dem Tode beherzt entgegen gegangen war, und der gleichwol vor Angst betete und vor Furcht vergehen wollte, als er sich bey windigem Wetter in einem kleinen Fischerkahne über die Elbe setzen ließ. Ich selbst bin mit einem Offizier einmal gefahren, der ein wilder und verwegener Reuter war, und doch vor Furcht fluchte, so oft die Kutsche ein wenig auf eine Seite hing, und da sie einmal einen starken Stoß an einen Stein that, ließ er sich schlechterdings nicht bewegen, sitzen zu bleiben, sondern stieg aus und machte den übrigen Weg zu Fuße, bis wir wieder auf

ebenen Boden waren. Das Sonderbare in diesen Beispielen verschwindet sehr bald, wenn man bedenkt, daß unsere Empfindungen sich immer nur mit Einer Art von Gegenständen verbinden und so sehr darauf einschränken, daß sie bey den übrigen Arten von Dingen Einer Gattung nicht erfolgen. Im Artikel von der Verknüpfung unserer Empfindungen wird dieser Grundsatz umständlich bewiesen, und wir brauchen ihn hier nur, um ein Phänomen zu erklären, das sehr in Erstaunen setzen kann: ich gebe itzt nur diesen Grund davon an, daß unsere Empfindungen sich nur dann erneuern, wenn uns die Dinge, mit denen sie verbunden sind, völlig unter den nämlichen sinnlichen Umständen wieder erscheinen und völlig die nämliche Imaginationsvorstellung wieder erwecken. Man muß daher, um die Furcht zu vertreiben, eine Sensation erwecken, womit sich durch lange Gewohnheit die Empfindung des Muthes verknüpfte: dieses war der Fall des Generals, der sich vor dem Aderlassen fürchtete, und der sich ohne Furcht die Ader

öffnen ließ, wenn ein Tambour neben ihm stand und die Trommel schlug.*)

Die Furcht im Finstern ist eine andere eben so wichtige Merkwürdigkeit bey diesem Affekte und scheint der menschlichen Natur gewissermaßen angeboren zu seyn; weil sie bey Wilden, bey Kindern und Personen von jedem Alter, die keinen großen oder sehr gebildeten Verstand, wenigstens nicht viel Gewalt über ihre Empfindungen haben, sich allgemein zeigt und kaum durch viele Mühe ausrotten läßt: es ist ein böser Geist, den nur ein andrer vertreiben kann, und man muß daher bey jungen Leuten, die mit einer solchen Furcht sehr angesteckt sind, eine andere aufwecken, die nach Beschaffenheit des Charakters jener die Wage hält, etwa Furcht vor der Schande, vor der Lächerlichkeit, vor Strafe, vor Verlust eines Vortheils, eines Vergnügens oder vor etwas anderm, das nach ihrer Denkungsart wichtig für sie ist. Bloße Vorstellungen vermögen selten viel,

*) Tissot T. 2. P. 1. p. 415.

wenn man gleich Tage lang über die Nichtigkeit einer solchen Furcht mit der schönsten Beredsamkeit predigt: man kann dergleichen Demonstrationen als Nebenhülfen gebrauchen, aber das sicherste Mittel ist, daß man einen solchen Furchtsamen oft an finstere Oerter begleitet, erst in der Dämmerung und endlich in der schwärzesten Nacht mit ihm spatzieren geht, mit ihm über ernsthafte oder aufheiternde Gegenstände spricht, aber alles vermeidet, was die Imagination auf irgend eine Art erregt: manche Personen gerathen durch die Dunkelheit in eine so ernste Stimmung des Gemüths, daß sie sich erzürnen, wenn man sie zum Lachen bringen will.

Schon daraus, daß Vorstellungen diese Furcht so wenig bezwingen können, läßt sich folgern, daß eine mechanische Ursache dabey zum Grunde liegen muß; und andere Erfahrungen beweisen es noch mehr. Wenn in der Dunkelheit, die gewöhnlich auch von einer großen Stille begleitet wird, kein Lichtstrahl und kein Ton die Wirksamkeit der Nerven in Augen und Ohren be-

schäftigt, so muß Blut und Lebensgeister aus diesen beiden Organen zurücktreten, weil kein äußerlicher Reiz sie dahin zieht, und sich nach den Theilen hinwenden, wohin ein stärkerer Reiz sie lockt, das heißt, ins Gehirn und ins Herz. Das Blut bekommt daher nach den Regeln unsers Mechanismus im Finstern einen Zug nach dem Mittelpunkte seines Kreislaufs, die Lebensgeister in den Nerven des Gehörs und Gesichts einen eben so starken nach ihrem Ursprunge im Gehirne, wo sie mit den Seelenorganen zusammenhängen: diese muß ein so sehr verstärkter Zufluß in größere Bewegung setzen, die sich nothwendig auch einigen Nervenstämmen mittheilt, die nach Herz und Adern herablaufen. Jede Ueberfüllung des Herzes und folglich auch der Lunge verursacht uns die Empfindung der Unruhe, der Beklemmung, der Angst, der Furcht: der stärkere Zufluß der Lebensgeister vom Gehirn aus reizt Herz und Pulsadern und vermehrt dadurch die Bewegung des Blutes, verursacht manchen Personen Herzklopfen, Schweis, Schauder; es wird folglich mehr Blut nach dem

Gehirne hinaufgespritzt, und auch dieses vergrössert die Thätigkeit seiner Organe. In diesem Zurücktreten des Blutes nach Herz und Lunge, der Lebensgeister in den Nerven des Gesichts und Gehörs nach dem Gehirne, und in der vermehrten Thätigkeit der Seelenorgane, die daher und aus dem stärkern Umtriebe des Blutes folgt, scheint mir der mechanische Grund von der Furcht im Finstern zu liegen. Auch fühle ich, so sehr ich von der Furcht entfernt bin, einige dieser Veränderungen in mir, so oft ich im Dunkeln des Abends sitze, eh ich Licht fodre: war meine Laune vorher gleich noch so munter und frölich, so werde ich alsdann ernst, zuweilen sogar traurig: ich empfinde eine Neigung zum Seufzen, zuweilen etwas, das sich der Angst nähert, ich habe ein Gefühl, das eine stärkere Zusammendrängung des Blutes im Herze und eine stärkere Bewegung der Schlagadern voraussetzt: meine Imagination wird thätiger, und es steigen raschere und lebhaftere Bilder in meinem Kopfe auf: mannichmal, wenn sie vorher schon in starker Bewegung war, werden ihre Vorstel-

lungen grotesk, ungeheuer, und zu manchen Zeiten so lebhaft, daß sie auf die Gesichtsnerven wirken: *) es scheint mir alsdann wirklich die Figur vor den Augen zu stehn, die in meinem Gehirn aufsteigt; und ob ich mir gleich genau bewußt bin, daß es nur ein Gespenst des Gehirns ist, so erfolgt doch jedesmal eine kleine Furcht darauf; denn der Mechanismus will sein Recht haben: die gleich herbeykommende Vorstellung, daß ich mich wegen eines Nichts fürchte, macht zuweilen, daß ich den Augenblick darauf über mich selbst lache.

Ist die Imagination einmal erregt, ist die Empfindung des Ernstes, der Furcht, der Angst einmal entstanden, so läuft nun-

*) Dieses kann auch von einem zufälligen stärkern Umtriebe des Blutes herkommen; denn es läuft eine starke Schlagader neben dem Sehnerven hin und tapezirt die Hinterwand der Markhaut. Der starke Trieb des Bluts darin kann bey heftiger Furcht etwas beytragen, daß die Gespenster der Imagination vor den Augen zu stehn scheinen, und daß gefürchtete Gegenstände einen Schein, ein Licht bekommen, das sie nicht haben. Tissot T. 2. P. 2. p. 47.

mehr Vorstellung und Empfindung in diesem Gleise fort: es erwachen alle, die mit ihnen verknüpft sind, und bey Leuten, die über ihren Mechanismus wenig Gewalt haben, muß diese Häufung seltsamer und furchtbarer Bilder so sehr zunehmen, daß sie in wirkliche Angst und in Zittern verfallen; denn jedes neue Bild führt eine neue Empfindung, jede Empfindung ein neues Bild herbey. Ich entsinne mich noch aus den Jahren, wo ich schon über allen Glauben an Gespenster weit hinweg war, daß ich mich gleichwohl im Finstern allemal fürchtete: ich ward unwillig über meine Furcht, aber der Mechanismus wollte sein Recht haben: alle fürchterliche Gestalten, die ich gesehn oder gedacht hatte, stiegen in meinem Kopfe auf und machten mir bange, so sehr ich mich auch dawider stemmte. Der zweyte Grund ist also, weil nach den Regeln der Verknüpfung die aufgebrachte Imagination und das mechanische Gefühl der Furcht alle verwandte Vorstellungen und Empfindungen sogleich herbeyruft.

Ein dritter. Im Finstern verschwinden an allen Gegenständen die unterscheidenden Umrisse der Figur; Farbe und Größe verändern sich: Bäume, Häuser, Menschen scheinen große plumpe schwarze Massen zu seyn. Die aufgeregte Imagination macht sie noch ungeheurer, als sie der Mangel des Lichts dem Auge erscheinen läßt. Besonders bekommen weiße Gegenstände oder solche, die von einigen Lichtstrahlen erhellt werden, im Dunkeln ein fürchterliches Ansehn: der Kontrast zwischen ihnen und der übrigen Dunkelheit ist zu lebhaft, als daß er nicht auf die Empfindung wirken sollte.

Je dunkler die Finsterniß, je tiefer die Stille ist, desto mehr erschrecken wir, wenn einmal ein Schein oder ein Schall unsere Sinne rührt; denn jedes Unerwartete versetzt uns in Schrecken, wir mögen wollen oder nicht: es ist Zwang des Mechanismus. Je öfter dieser Fall im Finstern vorkommt, desto mehr wird die Furcht wachsen.

Schon die Besorgniß, vor einem unvermutheten Gegenstande zusammenzufah-

ten, die dunkle Vorstellung von Gefahr, daß wir entweder auf einen Frosch, eine Kröte, eine Schlange oder ein anders gefürchtetes Thier treten, daß uns ein Betrunkener, ein Wahnsinniger, ein Räuber überfallen könnte, mag sehr viel dabey thun: je schwächer und wehrloser eine Person ist, desto mehr wird alsdann diese dunkle Idee von einer unbestimmten Gefahr bey ihr rege.

Diese fünf Gründe scheinen mir hinlänglich, alle Erscheinungen bey der Furcht im Finstern zu erklären: die mechanischen Ursachen mögen bey Kindern und Wilden das meiste thun, und bey Personen von mehr Aufklärung des Geistes kommen noch tausend dunkle Besorgnisse von Gefahr hinzu. Im Finstern nicht eine andere Empfindung haben als bey Tageslichte, es sey nun Ernst, Traurigkeit, etwas der Furcht ähnliches oder wirkliche Furcht, das steht in keines Menschen Gewalt; aber welche es seyn soll, oder wie sehr sie uns beherrschen, wie sehr oder wie wenig wir sie bezwingen sollen; das hängt theils vom natürlichen Charakter, von Gewohnheit und den Bei-

spielen unsrer ersten Jahre, theils von unsern Begriffen, Meinungen, Vorurtheilen, Grundsätzen und dem Grade unsrer Geistesaufklärung ab. Eine sehr empfindliche Organisation und eine reizbare Fantasie kann in einem solchen Falle den gesundesten Menschenverstand zu Boden werfen, vorzüglich wenn Jemand viele Antipathien gegen Thiere hat, wie manche Frauenzimmer; denn die Furcht regt alle Verabscheuungen auf, die man hatte. Wer unter furchtsamen Leuten von Kindheit an erzogen, oder den natürlichen Wirkungen der Finsterniß ganz überlassen wurde, der gewöhnt sich leicht und fast unausbleiblich die Furcht an: wie ansteckend die Empfindung ist, davon hat man sehr lustige Beyspiele von erwachsenen Personen, und desto mehr muß sie sich Kindern und jungen Leuten mittheilen. Wer den Kopf von Gespenstern, Kobolten, Erscheinungen oder melancholischen Bildern voll hat, wird keinen Heldenmuth in der Dunkelheit beweisen, er müßte sich denn mit einem abergläubischen Mittel, mit Gebet oder Religionsideen waffnen: auch beten die Leute in einem solchen

Falle alles, was ihnen in den Sinn kommt, sollte es auch der Morgensegen seyn. Von der Macht der Gewohnheit bin ich selbst ein Beispiel: so gewiß ich überzeugt bin, daß weder ein Teufel noch ein Todter mir etwas in den Weg legen wird, so fühlte ich doch etlichemal, als ich vor einer Kirche und einem Gottesacker im Dunkeln vorbeyging, etwas von der Empfindung, die sich in meinen ersten Jahren durch das Anhören der Ammenmährchen und abentheuerlicher Erzählungen mit diesen Oertern verknüpfte: doch muß ich dabey erinnern, daß der Kirchhof, wobey ich diese Erfahrung machte, der nämliche war, vor dem ich mich in meinen Knabenjahren im ganzen Ernst fürchtete: ich wunderte mich über die Erneuerung des alten Gefühls, aber eine Minute darauf fand ich es sehr natürlich und dem menschlichen Mechanismus gemäß.

Schreckhafte Personen, die überhaupt von den furchtsamen sehr unterschieden sind, fürchten sich im Dunkeln vor allen Arten des Unvermutheten: sie besorgen einen unvermutheten Gegenstand zu sehen, einen unver-

mutheten Schall zu hören, oder an etwas zu stoßen und dabey zusammenzufahren: sie fürchten also nur die unangenehme Empfindung des Erschreckens, wozu sie geneigt sind. In allen andern Fällen würde die Antwort schwer fallen, wenn man die Leute fragte, was sie im Finstern fürchten: sie wissen es selbst nicht, weil ihre Empfindung keinen gewissen Gegenstand hat, sondern theils mechanisch ist, theils aus einer Menge dunkler Ideen und Empfindungen zusammengenommen entsteht, die man sich ohne ein äußerst feines Selbstgefühl nie in einigem Grade zergliedern kann.

Diese Furcht ist vielleicht darum so ansteckend, weil die Dunkelheit auch den unerschrockensten Menschen auf gewisse Weise mechanisch dazu vorbereitet: sie versetzt allemal in eine dunkle unbestimmte Besorgniß, die sich sehr leicht in Furcht verwandeln läßt, wenn man durch Erzählungen die Imagination mit gräßlichen Bildern anfüllt. Doch muß diese Mittheilung nur bey manchen Charaktern leicht seyn: andere werden dadurch herzhaft, wenn sich jemand in ihrer Gesell-

schaft mehr fürchtet als sie. Ihr Wetteifer wird dadurch aufgeweckt: ihr Stolz, ihre Eitelkeit treibt sie an, den Andern zu übertreffen, und die Furcht weicht also dem Bestreben nach einem Vorzuge: auch die beruhigende Vorstellung, daß ein Andrer schwächer oder eben so schwach ist als wir, kann etwas dazu beytragen: bey manchen Personen, bey denen sie nur die Wirkung des Mechanismus ist, wird sie von der Empfindung des Lächerlichen verschlungen, die uns hinreißt, wenn wir sehen, daß Jemand sich vor nichts und ohne Ursache fürchtet: bey Manchem ist es auch die Schadenfreude über die Schwachheit eines Andern.

Um sich die Furcht zu benehmen, singen Einige, Andere lärmen, tanzen, springen, fluchen: bey Andern weicht sie schon, wenn Jemand mit ihnen spricht. Lauter Mittel, wozu die Natur uns unbewußt führt! Man setzt die Werkzeuge der Thätigkeit in Bewegung, um den Lauf des Blutes und der Lebensgeister zu ändern, um ihre Wirksamkeit von Herz und Imagination abzuziehn: wir hören gern sprechen, weil die Reden des

Andern die furchtmachenden Ideen unterbrechen, die in uns aufsteigen, und unsre Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände lenken. Oft mag auch eine dunkle Personifikation der Gefahr oder dessen, was wir fürchten und nicht deutlich bestimmen können, dabey zum Grunde liegen: der junge Mensch tobt also, um der unbekannten Ursache seiner Furcht zu trotzen, um einen Muth zu beweisen, den er nicht hat.

Gleichwohl giebt es furchsame Leute, die gern im Finstern etwas schreckliches erzählen hören; aber sie brauchen einige Vorsicht dabey, wie ich bemerkt habe: sie hören sie ungern unter freyem Himmel, in einem großen und unbekannten Zimmer, sondern wählen lieber eine bekannte und enge Stube, und wenn sie sehr furchtsam sind, so schließen sie die Augen zu: alles Anstalten, um sich in Sicherheit zu setzen! In einem weiten Raume oder an einem unbekannten Orte macht die vorschwebende dunkle Idee von Gefahr ihre Furcht zu groß und läßt sie bey der Erzählung kein Vergnügen empfinden: sie wollen alles entfernen, was sie erschrecken

und folglich in der Theilnehmung stören könnte. Ich habe einen jungen Menschen gekannt, der alle diese Vorsichten brauchte und den Geschmack an solchen Erzählungen sogleich verlor, wenn Licht gebracht wurde: die Dunkelheit diente ihm vermuthlich zu einem Hülfsmittel, das die fürchterlichen Bilder in seiner Imagination lebhafter machte und seine Empfindung verstärkte: das Licht zerstreut die Aufmerksamkeit, bringt zu viele unähnliche Gegenstände von außen zu unsrer Vorstellung, beschäftigt die Augen und lockt also den Strom der Lebensgeister von innen nach den Werkzeugen dieses Sinnes heraus. Es ist sehr erklärbar, warum furchtsame Leute gern im Dunkeln etwas schreckliches erzählen hören, aber es ist sehr sonderbar, wie furchtsame Leute an fürchterlichen Bildern der Imagination Vergnügen haben können. Wie ist das möglich? — Wir Alle sind so organisirt, daß uns lebhafte starke Imaginationsbilder ergötzen, die eins von den Gefühlen sehr erwecken, wozu wir von unserm natürlichen Charakter und Gewohnheit gestimmt sind: der Eine verlangt

possenhafte oder komische Bilder, die ihm die Lunge erschüttern, der Andere schreckliche, um in Erstaunen und Furcht zu gerathen, dem Dritten sind beide zu angreifend, und er zieht daher rührende Gegenstände vor, wobey er weinen und in Betrübniß zerfließen kann. Also vergnügen sich nicht alle Menschen an schrecklichen Geschichten, sondern nur manche Charakter: um es thun zu können, muß man, glaub ich, keinen sehr gebildeten Verstand haben, und es ist daher eine Ergötzlichkeit für Kinder, schwachköpfige und schwachmüthige Leute: bey solchen, die nicht in diese Klasse gehören, ist es vielleicht eine Folge der Angewöhnung, oder sie haben Neigung zur Melancholie; denn die Natur hat es so gütig geordnet, daß sich das Vergnügen mit allen Empfindungen verbindet, wozu wir von den ersten Jahren an gewöhnt sind. Je mehr sich der Ton der Gesellschaften polirt, desto mehr verschwinden Diebsgeschichten, Mordgeschichten, Gespensterhistorien daraus: für gemeine Leute sind sie die gewöhnliche Unterhaltung. Ein Mensch mit verfeinertem Kopfe und verfei-

nerter Empfindung ist keines Vergnügens daran fähig: er muß darüber lachen können, oder sie machen ihm Langeweile. Außerdem ist in solchen Geschichten allemal ein Mensch in großer Gefahr, oder die Begebenheiten sind so sonderbar, daß man auf die Entwickelung begierig wird: ein guter Erzähler kann also leicht ein starkes Interesse hineinbringen, oft in Erwartung oder Besorgniß versetzen, mit unerwarteten Entwickelungen und Wendungen der Geschichte überraschen: der Stoff läßt sich leicht bearbeiten, aber er verdient die Mühe nicht. *)

Die Furcht, überhaupt betrachtet, hat ihrem Wesen nach viel Verwandtschaft mit der Traurigkeit, dem Schrecken, dem Ernste, der Gemüthsunruhe: sie entspringt daher leicht aus solchen Zuständen oder verliert sich darein, und verbindet sich vorzüglich mit solchen Empfindungen, die das Blut

*) Das Erstaunen macht ihnen eigentlich Vergnügen; denn so bald die Geschichte so schrecklich wird, daß die Furcht die Oberhand bekommt, so bitten sie, daß man aufhören soll.

nach dem Herze treiben, es dort zurückhalten und unsere Thätigkeit mehr oder weniger hemmen. Die Begriffe des Traurigen haben sich daher mit dem Fürchterlichen und Furchtsamen in manchen Sprachen vermischt, wie im Lateinischen, wo tristis, wenn es von leblosen Gegenständen gesagt wird, sehr oft furchterregend, schrecklich heißt: un homme abbattu ist nicht nur ein trauriger, sondern auch ein furchtsamer Mensch: in den Wörtern **Niedergeschlagenheit, niedergeschlagen** vereinigen wir gleichfalls beide Empfindungen.

Ist eine starke Anlage zur Furcht ein natürlicher Zug des Charakters, in welchem Falle wir sie **Furchtsamkeit** nennen, so kann sie sehr verschiedene Wirkungen hervorbringen: hat sie viel Wohlwollen oder viel Eitelkeit zur Gesellschaft, so macht sie den Menschen gefällig, artig, höflich, geneigt Beleidigungen zu vermeiden; ist sie mit einem schwachen Verstande und mit vieler Schwäche des Geistes verbunden, so macht sie, wenn Stolz, Mangel an Wohlwollen oder andere Eigenschaften noch hinzukommen, leicht

tückisch, pralerhaft, unentschlossen: ein heller Kopf wird oft durch sie verschlagen, listig, erfinderisch: vor Furchtsamkeit kann der Eine keine Entschuldigung für einen Fehler finden, indessen daß der Andere aus Furchtsamkeit beständig eine Lüge zu seiner Beschönigung in Bereitschaft hat. Mazarin *) schadete keinem Menschen, weil er sich fürchtete, daß man ihm schaden möchte: wer sich furchtbar bey ihm zu machen wußte, konnte alles von ihm erlangen, und aus bloßer Furcht war er oft wohlthätig und freygebig, obgleich der Geiz ein Hauptzug bey ihm war: die Furcht machte ihn fourbe, dissimulé, souple, adroit, mefiant. Daß man aus Furchtsamkeit auch geizig seyn kann, ist sehr begreiflich: man scharrt immer mehr zusammen und verthut immer weniger, weil man zu ängstlich sorgt, daß es nicht zureichen wird.

*) Esprit de la fronde p. 134. Ich habe dieses einleuchtende Beispiel aus Feders Untersuchungen über den menschlichen Willen genommen.

Die Blödigkeit ist ein Nebenzweig der Furcht und von der Verlegenheit sehr unterschieden: beide finden in manchen Fällen bey einer Person statt, die in andern den größten Muth zeigt. Ein General kann verlegen seyn, wenn er eine Gesellschaft von Damen unterhalten, oder mit einem Manne von großen Einsichten sprechen soll, weil ihn immer die Besorgniß quält, etwas zu thun oder zu sagen, das ihn lächerlich macht; er kann sich vor einer Antischamber mehr scheuen als vor einer Batterie, oder unter dem Schwarme komplimentirender geschwätziger Hofleute an den Wänden mit wirklicher Schüchternheit herumkriechen, besonders wenn er sehr selten dahin kommt: an der Spitze seines Regiments und im Treffen ist eben dieser Mann ein Löwe, der seine Soldaten mit der geläufigsten Beredsamkeit zum Muthe ermuntert und den Kanonen gerade entgegengeht. Blödigkeit bedeutet die Scheu vor Menschen, die wir nicht gewohnt sind; Verlegenheit das Unvermögen, in gewissen Fällen, die uns ungewohnt sind oder uns

plötzlich überraschen, zu sprechen und zu handeln.

Still seyn ist eine Wirkung, aber nicht allemal eine Anzeige der Furcht oder Blödigkeit: mancher Denker ist in Gesellschaft still, weil ihn eben eine Idee beschäftigt, die mit dem Gespräche in keinem Zusammenhange steht: mancher einseitige Gelehrte ist es überall, wo man nicht von seiner Wissenschaft spricht, plumpe Schwätzer verstummen in einer Gesellschaft witziger Köpfe, und ein sinnreicher Kopf in einer Gesellschaft von plumpen Schwätzern.

Scham, Reue.

Hat Jemand einem Andern aus Unachtsamkeit etwas Beleidigendes gesagt, und misbilligt er es hinter drein, wünscht er, daß es nicht geschehen seyn möchte, so bereut er, ohne sich zu schämen: ärgert er sich darüber, flieht er den Anblick des Beleidigten, so bereut und schämt er sich zugleich. Die Reue scheint also nur ein misbilligendes Urtheil zu seyn, womit sich eine stärkere oder schwächere Empfindung des Misfallens oder der Verabscheuung verbin-

det: die Scham hingegen ist eine besondere Empfindung, die aus einer eigenthümlichen Modifikation der Organe besteht, allemal mit Furcht und oft auch mit Aerger gemischt ist. Der Gegenstand der Reue ist allemal ein begangener Fehler, die Scham aber kann aus jeder Vorstellung einer Unvollkommenheit entstehn, die wir wirklich haben, oder uns einbilden, oder nur als möglich an uns denken.

Da die Reue nach Beschaffenheit des Charakters so viele Schattirungen annehmen kann, so müssen auch ihre Aeußerungen und Wirkungen sehr verschieden seyn: bey manchen Menschen gesellt sich Zorn dazu, und er flucht, tobt und wütet gegen sich selbst, fühlt Verachtung und vielleicht zuweilen auch einen Grad von Haß gegen sich. Hat er viel Stolz und keine sehr starke Vernunft, so trift sein Haß wohl gar die Person oder die Sache, die zu dem Fehler Anlaß gab, oder woran er ihn beging: Kinder schlagen oder schimpfen das Schreibebuch, worinnen ihnen ein Buchstabe nicht gelingen will, und Fürsten wurden oft Leu-

ten gram, denen sie Unrecht thaten: in dem letzten Falle verbindet sich mit dem Zorne eine geheime Scham, die der Stolz nicht zum Ausbruche kommen läßt, und der Groll ist eine Rache für die empfundene Demüthigung. Oft personificirt der Affekt den Fehler, und der Zorn richtet sich auf ihn: wir werden unwillig auf das Geschehene, und die Eigenliebe verdeckt uns den Gedanken, daß wir Schuld daran sind. Andere Menschen schlägt die Reue nieder: sie versinken in Traurigkeit und einen nagenden Kummer; sie weinen und wehklagen und sind allen den Folgen ausgesetzt, die aus diesen beiden Leidenschaften herfließen, wenn sie stark anwachsen. Die gewöhnliche Zuflucht solcher Seelen, wenn sie sehr fromm oder abergläubisch sind, besteht in Büßungen: es sind gute Kinder, die der Ruthe des Vaters den Rücken darbieten und sich die Strafe dadurch erleichtern wollen, daß sie einen Theil davon freywillig übernehmen: sie entziehen sich entweder das Vergnügen, oft gar das Bedürfniß, oder thun sich wirkliche Schmerzen

an. Die Kirchengeschichte ist voll von Leuten, die zeitlebens auf einer Säule saßen; die so lange Kieselsteine sammelten, bis sie genug gefunden hatten, um eine Kapelle davon zu bauen; die Jahre lang weder schliesen noch ordentlch saßen, und noch itzt thut der Aberglaube vielfältig Gelübde, an gewissen Tagen kein Fleisch zu essen oder ganz zu fasten, an einem großen Feiertage ein schlechtes Kind zu tragen oder sich in der Marterwoche zu geißeln. Ein sehr heller durchdringender Verstand verträgt sich nicht mit solchen Beruhigungsmitteln, und man muß sehr sanftmüthig und dem Tode nahe seyn wie La Fontaine, um ein härnes Hemd zu tragen, weil man Fabeln und Erzählungen geschrieben hat. Zuredungen, Erziehung, Religionsbegriffe, Gewohnheit, Beispiel vermögen gleichwohl sehr viel hierinnen auch über Leute, die sonst eben nicht einfältig sind; und eine Krankheit kann den größten Freigeist in einen selbstquälenden reuigen Sünder verwandeln. Eine Religion, die beständige Reue und Zerknirschung anbefiehlt, meint es mit den Men-

schen nicht gut: keine Empfindung quält mehr als starke Reue, und ein frommes Leben in diesem Verstande wäre folglich eine unaufhörliche Qual.

Die **Scham** *) bleibt sich in ihren Aeußerungen etwas mehr gleich: sie vermehrt den Herzschlag, färbt die Wangen roth, bey manchen Frauenzimmern auch die Brust, und wie man sagt, sogar Arme und Hände; der Blick wird starr und senkt sich, die Lippen zittern, die Stimme stockt, man stammelt, und die Gedanken verwirren sich. Die Senkung des Blickes ausgenommen, geschieht alles dieses auch bey einer bloßen Bestürzung, und junge Mädchen, die mehr wissen als ihnen ihr Alter nach der Regel erlaubt, erröthen oft nicht aus Scham, sondern aus Schrecken, wenn etwas von dieser Art gesagt wird: es geht ihnen, wie den Leuten, die sich eines Diebstahls oder einer andern unrechten Handlung bewußt sind und sich jeden Augenblick

*) Die Franzosen unterscheiden sehr richtig honte und pudeur.

zu verrathen fürchten: alle Reden, die einige Beziehung damit haben können, scheinen ihnen Anspielungen darauf zu seyn. Der gesenkte Blick und die Bemühung, sich vor den Augen Anderer zu verbergen, mag das charakteristische Merkmal dieser Empfindung seyn.

Tissot und Zimmermann erzählen von Personen, denen Reue und Scham Konvulsionen, Gelbsucht und gar den Tod verursachten. Ein junger Mensch, der bey einer Preisaustheilung in seiner Schule keinen erhielt, verlor die Sprache, verfiel in Blödsinn und eine so große Schwäche, daß er weder stehen noch gehen konnte, in beständige Unruhe und Schlaflosigkeit; den Herzog von Anjou machte eine mislungene Unternehmung auf sechs Monate verrückt; der Rhetor Diodor starb vor Scham, daß er auf die Fragen des Stilba nicht hatte antworten können, und der Herzog von Nevers litt das nämliche Schicksal, weil ihm Heinrich, der Vierte, Vorwürfe machte, daß er sich dem Feinde nicht genug genähert hätte. Zergliedert man diese

und ähnliche Beispiele, so findet man, daß nicht so wohl die Scham, als die begleitenden Empfindungen des Zorns, des Aergers, der Traurigkeit, des Schreckens, der Furcht vor der Schande jene schrecklichen Wirkungen hervorbringen mochten. Mich däucht, an einem jungen Mädchen, das man mit dem Heirathen aufzieht, oder an einem bescheidenen jungen Menschen, wenn man ihn lobt, äußert sich die eigentliche Scham, rein von allen Nebenempfindungen, die sich leicht dazu gesellen und sie gefährlich machen: an sich betrachtet, scheint sie bey Personen, die kein sehr delikates Nervensistem haben, eine milde Empfindung zu seyn, die höchstens Thränen auspreßt.

Die abergläubischen Bußfertigen und Schwärmer, die sich über die Erbsünde und alle mögliche Sünden beunruhigen, sind ein Beweis, daß man auch etwas, das man nur gethan zu haben glaubt, oder ganz eingebildete Dinge bereuen kann: aber mit der Scham geht es zuweilen so weit, daß man sie fühlt, indem man von einer andern Person etwas erzählen hört oder liest, wor-

über sie sich schämen mußte. Diese Sympathie geschieht, wie bey allen Empfindungen, durch die Imagination: wir denken uns schnell auf einen Augenblick sehr lebhaft in die nämliche Situation, welches auch bey Leuten von sehr empfindlicher Organisation alsdann Statt findet, wenn nur im Allgemeinen ohne Beziehung auf eine Person von beschämenden Dingen gesprochen wird. Jemand hat bey einer Krankheit, die in einer großen Beweglichkeit der Nerven bestand, einige Erfahrungen hierüber gesammelt: nicht nur die Anzahl der beschämenden Gegenstände vervielfältigten sich auf eine außerordentliche Art für ihn, sondern er durfte auch nur eine solche Sache nennen hören, geschrieben sehn oder denken, so erwachte die Scham in ihm und ließ ihn an den Wangen die Wärme empfinden, die das Erröthen gewöhnlich begleitet. Schafte nicht Diät, Bewegung und andere Mittel die Ursache des Reizes und der Beweglichkeit aus Säften und Nerven, so konnte es ihm zuletzt gehen wie dem Unglücklichen, der sich die Blase vom verhaltenen Urine zerspren-

gen ließ, weil er sich vor sich selbst schämte, den Kanal zu entblößen, der ihn ableitet. Was hier in einem hohen Grade an einem Kranken geschah, trägt sich bey Gesunden oft in einem geringeren zu, wenn die Natur sie mit sehr reizbaren Nerven beschenkte oder bestrafte. Ebenderselbe, der jenes an sich beobachtete, soll in seinen Kinderjahren jedesmal das Gesicht verborgen und geweint haben, wenn man ihm ein anderes Hemd anziehen wollte: dieses konnte aber mehr Empfindlichkeit einer zarten Haut seyn, der das starre, weniger geschmeidige Wesen eines frischgewaschenen Hemdes beschwerlich war, und das Kind weinte also aus Furcht vor diesem unangenehmen Gefühle, aber nicht aus Scham: doch ist es wohl möglich, daß Kinder eine so große Beweglichkeit der Nerven mit sich auf die Welt bringen, und daß in ihnen die mechanischen Bewegungen der Scham wirklich bey jenen und andern Gelegenheiten erfolgen.

Man zweifelt vielleicht, ob Thiere der Scham fähig sind: bey der Begattung und allem, was dahin einschlägt, kann man sie

ihnen ganz absprechen, obgleich manche, wie der Elefant, der edle Falke und andere in der Gefangenschaft und in Gegenwart der Menschen sich nicht paaren sollen. Ein eingesperrter Elefant verliert wahrscheinlich mit der Freiheit auch so sehr Muth und Kraft, daß der Trieb der Begattung in ihm erstirbt: dieses mag die Ursache der vermeinten Scham seyn; und wer hat denn dieses Thier in seiner Freiheit beobachtet, um zu wissen, daß er in einem solchen Falle alle Zeugen vermeidet? Und wenn er oder viele andere Thiere es thäten, könnte es nicht vielmehr aus Vorsicht geschehen, um nicht gestört oder bey einer Handlung, die ihr ganzes Bewußtseyn einnimmt, überfallen und getödtet zu werden? So viel ich weis, giebt es auch Thiere, die aus diesem Grunde nicht fressen, wenn ihnen Jemand zusieht. Bey Vergehungen glaube ich an einem Hunde wirkliche Scham bemerkt zu haben: so oft er wider die Reinlichkeit gesündigt hatte, schlich er mit gesenktem Kopfe und niedergeschlagenen Augen in einen Winkel an den Wänden hin: bloße Furcht vor der

Strafe konnte es darum nicht seyn, weil er als Liebling vom Hause keine Schläge bekam; aber es ließ sich schon mit Scheltworten so weit bey ihm bringen. Ist das Niederschlagen des Blicks ein unterscheidendes Merkmal der Scham, so fühlte der Hund nicht bloße Furcht, wiewohl ich gern zugebe, daß die Frage, „ob die Thiere bey Vergehungen einer ähnlichen Empfindung, wie die menschliche Scham, fähig sind," unter die gehört, die ewig problematisch bleiben.

Nicht alle Menschen auf der Erde schämen sich über einerley Sache, nicht einmal Alle, die unter Einer Verfassung und Religion leben, ähnliche Sitten haben und ähnliche Erziehung genießen: die Begriffe von Ehre und Schande, vom Guten und Bösen, von Ehrbarkeit (decence) und Unehrbarkeit, von Anständigkeit (bienseance) und Unanständigkeit, von Schönheit und Häßlichkeit, von Lächerlichkeit und Würde, sind nicht nur bey jedem Volke im Ganzen anders, sondern auch im einzeln bey den meisten Menschen verschieden; und es ist daher kein Wunder, wenn sich der Perser und Chineser schämen

vor einem Vornehmern den Kopf zu entblößen, und wenn wir uns schämen, mit bedecktem Haupte vor ihm zu erscheinen, oder wenn manche Dame sich eben so sehr schämt, in eine große Gesellschaft in unordentlicher Kleidung zu treten, als eine andere, sich so modisch zu frisiren und zu kleiden wie ein junges Mädchen: der Humanist schämt sich eines Donatschnitzers im Lateinischen und verzeiht sich sehr leicht einen im Teutschen. In Einem Punkte kommen aber doch fast alle Völker und Menschen ziemlich überein — in der Scham über Dinge, die zur Fortpflanzung des Geschlechts gehören, oder auf die körperlichen Vergnügungen der Liebe Beziehung haben: der ganze Unterschied besteht hier im Mehr und Weniger, und nur die Otahiten machen unter allen bekannten Völkern eine völlige Ausnahme: sie verrichten nicht nur den Beyschlaf in Anderer Gegenwart, sondern bedecken sich auch äußerst nachlässig: obgleich das letzte auch viele andere Völker in heißen Gegenden thun, so weis man doch von keinem, das nicht bey der Stillung der

sinnlichen Begierde alle Augenzeugen vermeidet. *)

Diese Verschiedenheiten, die bey keiner Empfindung so groß sind als bey der Scham, haben viele Schriftsteller bewogen, sie für kein natürliches Gefühl, sondern für etwas konventionelles zu halten. Wenn sie nur das natürlich nennen wollen, was sich bey allen Menschen ohne Ausnahme von den ersten Jahren an findet, so haben sie unstreitig Recht; denn bey vielen Völkern brauchen beide Geschlechter die Bedeckung gewisser Theile nur in der Absicht, sie vor Wunden zu bewahren, und unterlassen sie ganz, wo kein Schade zu fürchten ist: **)

*) Robertsons Geschichte von Amerika. Die Reisen nach der Südsee. Helvetius de l'esprit. Dis. 2. ch. 14.

**) Wie die Neuseeländer in Hawkesworth's Reisen nach der Südsee. Herr von Page's sagt in seiner Reise um die Welt:

Les Indiens de Manille laissent leurs enfans simplement vêtus de leurs chemises sans leur donner des jupes ni des culottes jusqu' à l'age de 10 à 12 ans. „Je fus surpris,“ sagt er weiter, „que

nur aus dieser Absicht scheinen sie auch die Einsamkeit bey der Befriedigung des Triebes

P 3

dans un païs chaud on eût cette negligence pour les filles, dont les courtes chemises ne descendent qu' au nombril. Peut-être la nudité ne fait-elle eprouver de la honte aux jeunes gens que lorsque le sentiment, commencant à se developper, est excité par un objet particulier : je conçus cette idée après deux remarques que je fis à ce sujet. Un jour que je me promenois dans un bois à deux lieues de Manille, le hasard me fit approcher d'une maison devant laquelle je trouvai une Jndienne d'environ 10 à 11 ans, assise au grand soleil; elle etoit nue et accroupie, ayant sa chemise pliée auprès d'elle. Dèsqu'elle me vit, elle se leva promtement et mit sa chemise; quoiqu' elle ne fût vêtue decemment, elle croyoit être bien mise parcequ' elle avoit les epaules couvertes: elle n'etoit plus embarrassée de paroître devant moi.

Je remarquai aussi, pendant plussieurs jours, le fils de mon hôte, âgé de 11 ans, et la fille d'un Indien voisin, agée de 10, qui dans les jeux de leur enfance, commençoient à sentir quelque trouble: ils se cherchoient mutuellement, ils n' aimoient que leurs jeux

zu suchen, um sich, wie vorhin vom Elefanten gesagt wurde, vor feindlichen Ueberfällen in einem Augenblicke zu sichern, wo sie zur Gegenwehr so unfähig sind; auch können sie besorgen, daß der Anblick der Befriedigung einen Andern reizen möchte, sie an dem nämlichen Gegenstande zu suchen, den der uneifersüchtigste Wilde wenig-

particuliers; et, sans le vouloir, ils sembloient y mettre du mystere. J' observai que ces deux enfans etoient le plus souvent nus; mais quand leurs coeurs éprouvoient des émotions, ils se couvroient par instinct avec leurs chemises, ce à quoi ils ne pensoient pas dans d'autres momens, ou vis-à-vis de personnes indifferentes. Mon hotesse étoit restée simplement couverte de sa chemise jusqu' à i'annèe qui avoit precédé son mariage: elle l'avoit cependant contractè à l'age de 13 ans.

La couleur basanée de la peau est une espece de vêtement pour ces peuples: ils s'accoutument à regarder avec indifference, et selon les bornes et les lois de la nature ce à quoi les hommes vicieux attacheut une sensualité effrenée. Bien souvent une modestie recherchée annonce des moeurs plus corrompues que la negligence des nations les plus sauvages sur leur exterieur.

stens in diesem Zeitpunkte ausschließend besitzen will, oder den Besitzer mitten im Genusse davon zu verdrängen. Auch unter gesitteten Völkern müssen Kinder beiderley Geschlechts gewöhnt werden, alle unter uns unanständige Entblößung zu vermeiden, und in den Ständen, wo keine Politur der Sitten herrscht, ist man sein ganzes Leben hindurch so wenig sorgfältig hierin als in Ausdrücken: manche Mädchen scheinen in den ersten Jahren sogar ein Vergnügen an der Entblößung zu finden, und alte Personen kehren auch in diesem Punkte zuweilen wieder in die Kindheit zurück. Väter und Mütter boten in Otahite ihre Töchter den ankommenden Engländern an, zeigten ihnen durch eine sehr verständliche Pantomime, was sie mit den Mädchen machen sollten, und die nackten Schönen ließen ohne Bedenken die Schürze fallen, tanzten einen wollüstigen Tanz und sangen dazu, um die Fremden desto mehr zu reizen. *)

*) Forsters Reise nach der Südsee. B. 1.

In diesem Sinne ist also die Scham keine natürliche Empfindung, wie Zorn, Schmerz, Furcht, Schrecken: will man aber alles natürlich nennen, was sich unter gewissen vorausgesetzten Umständen aus der geistigen und körperlichen Einrichtung des Menschen entwickelt, so ist sie ihm so natürlich, wie Vernunft, Verstand, Geschmack, Witz, Religion, Moralität: alle Menschen haben sie nicht in den ersten Jahren ihres Lebens, die meisten erlangen sie nicht ohne Angewöhnung, Nachahmung und Erziehung, ganze Völker entbehren sie, und sie breiten sich nur dann unter einer Nation aus, wenn ihr gesellschaftlicher Zustand sich sehr verbessert, und die Kultur des Geistes zunimmt. Die Geschichte des Menschen beweist, daß ihm die Scham in seinem ersten Zustande ganz fehlte: gewisse Umstände mußten allmälich ihren Keim hervorlocken, und die Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes nebst der Geisteskultur bildete ihn vollends aus.

Einer von diesen Umständen, und vielleicht der allgemeinste, scheint mir die Be-

kleidung des ganzen Leibes zu seyn: so lange die Menschen entweder beständig nackt gingen, odrr sich nur bey schlechtem Wetter und bey Beschäftigungen bekleideten, bey welchen die empfindlichsten Theile des Leibes leicht Schaden nehmen konnten, so gewöhnte sich ihr Auge und ihre Imagination so sehr an den Anblick des Nackten, daß es keinen Eindruck auf sie machte, und daß alles so gleichgültig für sie war als Nase und Finger. *) So bald aber die Rauhigkeit des Klima oder andere Ursachen allmälich

*) In Asien, auch bey den Mahomedanern, ist der Oberleib bis auf den Gürtel gar keine Sache, worauf man neugierig ist; bey den Indianern ist es etwas gemeines, Frauenzimmer mit entblößter oder doch sehr sichtbarer Brust anzutreffen; auf der Fischerküste bis nach Mahe gehen die Weiber der Tiver vom Gürtel an völlig nackt. Anquetil's Reisen nach Ostindien. S. 525. Die florentinischen und römischen Frauenzimmer sind so sehr an den Anblick des Nackten gewöhnt, daß sie die nackten Kunstwerke sans aucune émotion et avec une exactitude reflechie untersuchen. Lettres d'un voiageur anglois. T. 3. P. 352.

die Gewohnheit einführten, sich gewisse Theile und endlich den ganzen Leib immer zu bekleiden, so entwöhnte man sich vom Anblicke des Nackten, man hielt es für wichtiger, etwas zu sehn, das man nicht alle Tage sah, und man trug Bedenken, etwas zu entblößen, das man gewöhnlich bedeckte: die Begierde wurde durch Verbergung und Zurückhaltung immer mehr entflammt, und die Imagination aufgefodert, von bedeckten Reizen, die man mit Bedenken enthüllte, lebhaftere Vorstellungen zu machen. Dieses mußte zuerst unter den Mächtigen und Reichen der Nation geschehen, theils weil es ihnen leichter war, sich Kleidung zu verschaffen, theils weil es sehr bald zum Vorzuge werden mußte, etwas zu thun, das der ärmere Haufen nicht thun konnte: das Gefühl der Scham entwickelte sich also zuerst unter dieser Klasse, wie alles, was man Sitten und Anständigkeit nennt, und die Uebrigen ahmten mit der beständigen Bekleidung auch die Scham vor der Entblößung nach, um in ihren Sitten Leuten von so großem Ansehn gleich zu seyn.

In ganz kalten oder nicht sonderlich warmen Ländern war der venerische Trieb von Natur sehr mäßig, so lange man den Gebrauch berauschender Getränke nicht kannte: ein Mensch, dem ihn die Natur in ungewöhnlicher Stärke mitgetheilt hatte, mußte daher seinen mäßigen kalten Mitbrüdern misfallen, weil die Menschen nie das Gegentheil von dem ertragen können, was sie selbst sind: dazu kam, daß aus ihrem nüchternen Temperamente sehr bald Begriffe von Keuschheit und die Genügsamkeit an Einer Frau entstehn, zur Gewohnheit und endlich gar zum Gesetze werden mußten: von der Keuschheit, der Mäßigung in der Liebe und von der Gewohnheit, eine heftige Befriedigung oder auch einen heftigen Trieb für unanständig zu halten, ist bis zur Scham nur Ein Schritt, oder sie muß vielmehr mit jenen Begriffen und Meinungen zugleich entstehn. Beide Umstände vereinigen sich in den nördlichen Ländern, wo man sich bald beständig und am ganzen Leibe bekleiden mußte, wo Keuschheit und Mäßigung der venerischen Begierde bald

zur Sitte wurde, und die noch izt der Hauptsiz der Schamhaftigkeit sind,*) da hingegen die heißen Länder, wohin die Europäer oder keine andere Ursachen sie brachten, sie noch immer nicht kennen.

In dem heißen Morgenlande erzeugte nächst andern Ursachen auch der Ungestüm des Affekts die Vielweiberey, beides die Eifersucht, und alles dieses zusammen die Einsperrung der Weiber: der eifersüchtige Despot gönnte Andern nicht einmal den Anblick des Gegenstandes, den er liebte. Wenn im Oriente die Bewohnerin eines Harems zum Orte ihrer Bestimmung reist, so wird sie ganz mit Tüchern verhängt, daß man nicht das mindeste von ihr erblickt, und es ist schon ein Verbrechen, wenn ein Vorübergehender diese vermummte Figur ansieht: man kehrt daher so

*) Tacitus von den alten Teutschen. de mor. Germ. c. 18. Septa pudicitia agunt: paucissima adulteria, sera juvenum Venus: nec virgines festinantur. Cranz von den Grönländern. S. 208. Sie führen ein züchtiges Leben, und man hört und sieht keine unanständige Werke, oder

lange das Gesicht weg, bis der Zug vorüber ist. *) Auch in Griechenland **) ist noch izt die Etikette üblich, daß man jedem Frauenzimmer, dem man auf der Gasse begegnet, den Rücken zukehrt und so lange die Mauer ansieht, bis sie vorüber ist: sie verhüllen sich ohnehin das Gesicht, daß man wenig davon erblickt, und erzeigt ihnen eine Mannsperson nicht die gewöhnliche Höflichkeit, daß er sich weg wendet, so zieht sie den Schleier herab, um sich vor seinem Blicke ganz zu verbergen. Nachdem die Eifersucht so strenge Sitten hervorgebracht hatte, erzeugte sie eben so strenge

Handlungen. Sehr selten haben Mädchen Kinder: ledige Leute verschiedenen Geschlechts haben keinen besondern Umgang mit einander, und ein Mädchen wird es in der Gesellschaft für eine Beleidigung halten, wenn ihr ein Junggesell nur von seinem Schnupftabak anböte.

*) Sie reitet auf einem Kameele, und um und über sie ist eine Gerüste wie ein Kutschkasten gebaut, das Palankin heißt, mit reichen Stoffen behängt ist und sie ganz verbirgt.

**) Chandlers Reisen nach Griechenland.

Gesetze: in dem Gesetzbuche der Gento's *) wird auf manche Entblößungen eines Mädchens die Todesstrafe gesetzt, und wer nur den Finger in ein gewisses Glied eines weiblichen Körpers steckt, muß eine große Summe bezahlen oder das Leben verlieren. Solche Sitten und solche Gesetze mußten die Begierde immer mehr entflammen: auf einen Menschen, der Todesgefahr läuft, wenn er nur den Palankin anblickt, der ein schönes Frauenzimmer verbirgt, muß schon der Anblick einer weiblichen Nase oder Fingerspitze einen ungleich heftigern Eindruck thun als die schönste, ganz nackte Figur auf einen Otahiten, der sie von Kindheit an und alle Tage sieht. Aus diesem Grunde wurden die Einwohner des Orients ein so seltsames Gemisch von übertriebener Wollüstigkeit und übertriebener Scham, wozu freilich auch ihre feurige Imagination sehr viel beytrug: sie machte sich von verborgenen Reizen eine viel höhere Vorstellung und erhöhte zugleich das Gefühl der Scham, das die Sitten ein=

*) Code of Gento laws.

geführt hatten: daher rühmen die arabischen Dichter *) die federweichen, fleischichen Hinterbacken ihrer Geliebten so sehr, weil sie keine gesehn noch befühlt hatten; denn waren sie arm, so konnten sie sich keine Frau kaufen, und außerdem war es ihnen nach den Sitten der Nation nicht einmal erlaubt, das Gesicht eines schönen Frauenzimmers zu sehn, und noch viel weniger, sie zu berühren. So führten ganz entgegengesetzte Ursachen durch verschiedene Wege den Nordländer und Morgenländer auf Einen Punkt — auf Scham.

Zudem erzeugte sich im Orient eine hohe Meinung vom Werthe der Jungfrauschaft und der Grundsatz, daß der Beyschlaf verunreinigt, weswegen Alle sich davon enthielten, die Anspruch auf Heiligkeit machten: diese Meinungen gingen in die Religion über und halfen der Scham desto mehr empor, weil sie nunmehr auch ein göttliches Gesetz wurden.

*) Reiske sagt dieses in einer Anmerkung zu seiner Uebersetzung des Montonabi.

Man wird aus der Entstehungsart dieser Empfindung schon die Bemerkung gezogen haben, daß sich ein gleich hoher Grad von natürlicher Wollüstigkeit und von Scham beysammen verträgt: man kann aber noch weiter gehn und behaupten, daß sich beides, wo nicht immer, doch meistens beysammen findet, weil beides aus Einer Quelle, aus einer feinen und reizbaren Organisation entsteht. Ein Mensch von handfesten Nerven und folglich ohne sehr feurige Fantasie gehorcht dem Triebe der Natur, wenn er sich meldet, wie er eine Suppe ißt, wenn er hungert, ohne lebhafte Bilder davon zu behalten, und auch ohne den Genuß zu wiederholen; dieses scheint der Fall der Amerikaner auf dem festen Lande zu seyn: hingegen bey einem von entgegengesetzten Naturanlagen muß jeder venerischer Reiz auf die reizbare Imagination wirken und sie mit wollüstigen Bildern erfüllen, die sich desto stärker eindrücken, je öfter der feine Mechanismus einen solchen Reiz veranlaßt. Gewöhnt die Erziehung einen solchen Menschen an das Gefühl der Scham, so

nehmen seine Empfindungswerkzeuge wegen ihrer Biegsamkeit sie in keinem geringen Grade an: erwacht nunmehr der thierische Reiz, entzündet er die Einbildung, so führt jedes aufsteigende wollüstige Bild die Empfindung der Scham herbey, die sich durch die Erziehung damit verknüpft hat, und lebhafter als bey andern Menschen: je öfter ein solcher Reiz und solche Bilder wiederkommen, destomehr muß seine Wollüstigkeit wachsen, destomehr aber auch die Scham sich damit verknüpfen; denn die öftere Wiederholung einer Empfindung und der damit verknüpften giebt den Organen eine stärkere Fertigkeit zu beiden. Die Leser mögen beobachten, ob die Erfahrung ein Phänomen bestätigt, auf dessen Vermuthung mich nur allgemeine Gründe geführt haben.

Eben so löst sich nunmehr die Frage auf, ob die Scham eine physische oder moralische Empfindung ist, oder um alle Zweydeutigkeit allgemeiner Ausdrücke zu vermeiden, ob sie eine bloße Wirkung des thierischen Mechanismus ist, wie Hunger, Durst, Zorn, Furcht, Schmerz, oder ob sie ge-

wisse Begriffe und einen Grad von Nachdenken voraussetzt. Die vorhergehende Geschichte ihrer Entstehungsart lehrt, daß sie sich bey keiner Nation entwickelte, die nicht vorher Begriffe von Ehre, Anständigkeit und Sitten erlangt hatte: auch findet sie sich bey keiner, als nur unter dieser Bedingung, und die Erziehung pflanzt sie nur Menschen ein, die jener Begriffe fähig sind: um ein Kind zu gewöhnen, daß es Entblößungen vermeidet, sagt man ihm, „dieser oder jener wird dich auslachen, wird dich verachten, dich beschimpfen,“ oder etwas ähnliches: manche Kinderwärterinnen haben die kurze Methode, die Kinder bey einer solchen Vergehung auf die Hände zu schlagen: vielleicht hilft bey tummen Kindern nur dieses harte Mittel, weil sie sich durch Vorstellungen schwer und oft gar nicht regieren lassen.

Sobald sich die Scham einmal so weit unter den Menschen entwickelt hatte, so pflanzte sie sich von selbst auch auf Ausdrücke, Minen und Stellungen fort: was man mit Scham sah und zeigte, nennte

und hörte man auch bald nicht ohne Scham nennen; und endlich vermied man, sah und hörte man ungern alles, was nur die geringste Beziehung auf die körperliche Wollust hatte oder haben konnte. Weder Griechen noch Römer waren so weit in der Scham: ihre Schriftsteller nennen alles bey dem natürlichsten Namen, und der ernsthafte gravitätische Sallustius trägt eben so wenig Bedenken, den penem als die Nase oder die Hände zu nennen: *) die Tänze der Griechen, die von Sklaven und Sklavinnen aufgeführt wurden, bestanden ganz aus wollüstigen Stellungen und Pantominen, wie noch itzt der Otahiten ihre. Die Völker, zu denen die christliche oder eine verwandte Religion kam, haben unstreitig das Gebiet der Unanständigkeit und Schamhaftigkeit am meisten erweitert: wer gebildete Sitten hat, scheut sich nicht nur, besonders in Gegenwart des andern Geschlechts, bey dem eigenthümlichen Namen etwas zu nennen,

*) In der schwermüthigen Einleitung zum katilinarischen Kriege — qui peni obtemperantur.

oder von etwas zu sprechen, das die Fortpflanzung des Geschlechts und jede Art der Ausleerung betrifft, sondern manche Personen haben auch eine heilige Scheu vor den Füßen, die nie ohne ein salua venia oder eine ähnliche Formel von ihnen genennt werden, und Andere nennen nichts ohne Scham, was an uns nach unsern Sitten bekleidet ist; und wahrscheinlich mögen sich bey allen Nationen die Gränzen der Anständigkeit und Scham nach diesem Grunde richten. Daß wir Bedenken tragen, von Schweis oder andern Ausleerungen zu sprechen, und daß Madam Geoffroi sogar einen von Montesquieu's Freunden das Haus untersagte,*) weil er sie von seiner Kolik unterhalten hatte, das gründet sich darauf, daß solche Dinge leicht Ekel erregen, vorzüglich sehr delikaten weiblichen Nerven: Füße, Strümpfe und Schuhe zu nennen, wurde vermuthlich bey manchen darum zur Unanständigkeit, weil die Ausdünstung an diesem Orte leicht so anwächst, daß sie Ekel erweckt: in ihrer Einbildung ist also dieser ekelhafte Umstand

*) Oeuvres de Montesquieu. T. VIII.

mit den Füßen und mit allem, was sie angeht, so genau verbunden, daß sie niemals eins ohne das andere denken. Um nicht von einer Sache doppelt reden zu müssen, verspare ich alle übrige Untersuchung hierüber bis zu dem Orte, wo ich die Begriffe von Lächerlichkeit, Würde, Anständigkeit und Unanständigkeit und ähnliche entwickele, nach denen sich die Scham richtet: man wird alsdann desto leichter die Gründe übersehen, warum die Völker in keiner Sache so sehr sich widersprechen und von einander abweichen, als in der Etikette der Scham und Anständigkeit.

Nur eine Anmerkung muß ich mir hier noch erlauben: wir haben unsere größere Schamhaftigkeit theils den Verboten der Hurerey im Evangelium, theils der Einführung des Mönchslebens zu danken, das aus dem Orient in die christliche Religion überging, womit zugleich alle überspannte orientalische Begriffe vom Werthe der Jungferschaft und von der Verunreinigung des Beyschlafs unter die Christen herüberkamen. Vernunft und Philosophie haben in unsern

Zeiten die Strenge dieser Begriffe gemildert, den ungereimten Grundsatz von der Unheiligkeit des Beyschlafs ganz vertrieben, und die klösterliche Schamhaftigkeit verbannt; aber es sind uns doch schädliche Folgen zurückgeblieben. Erstlich entstand daher unter uns eine Art des schlechten Spaßes, den die alten Völker und vermuthlich keins außer den schamhaften Europäern kennt: wenn man alle Theile des Leibes und alle Handlungen des Menschen ohne Schamröthe nennt und nennen hört, so läßt sich es niemand einfallen, einen Andern durch zotenhaften Scherz schamroth zu machen oder in Verlegenheit zu setzen; und aus diesem Grunde verfolgen doch viele Mannspersonen die Frauenzimmer mit ihrem schmutzigen Witze: bey einem Griechen und Römer konnte es so wenig Spaß machen, von mingere, fuere, cunnus und ähnlichen Sachen zu reden, als wenn er von caput, edere und dormire sprach. Ich will damit nicht rathen, die Natur in diesem Punkte ganz wieder herzustellen: um es zu thun, müßten wir unsere ganze Denkungsart und Gewohn-

heit ändern; und das fiele mir vermuthlich so schwer, als jedem andern gesitteten Menschen. Zweitens gerieth die Imagination zu sehr ins Spiel und vermehrte die Wollüstigkeit: wie sehr eine leichte Verhüllung solcher Theile, die gewöhnlich dem Auge ganz versteckt sind, den Reiz vermehrt, das verstanden die römischen Buhlerinnen, die eine Art durchsichtiger Leinwand, wie unser Schier oder Kammertuch, trugen, wodurch ihre Schönheiten durchschimmerten. Nicht anders geht es mit den Ideen in Rücksicht auf den Ausdruck: je mehr man sie verhüllt, destomehr andere Ideen bringt man mit dem Verhüllten in Verbindung, je weiter man die verhüllenden Ausdrücke herholt, destomehr vervielfältigt man die Zahl der Zweydeutigkeiten, und zuletzt treibt die Einbildung ihr Spiel so weit, daß sie bey den unschuldigsten entferntesten Redensarten eine wollüstige Beziehung findet. Daher kommt der ganze Schwarm von ekeln Zweydeutigkeiten und schmutzigen Wortspielen, daher die widrige Delikatesse mancher Leute, die so viele Ausdrücke unanständig finden, weil ihre ange-

steckte Einbildung sie mit Dingen in Beziehung bringt, deren sie sich schämen müssen. Ein verhüllender Ausdruck ist ein Flor, hinter welchem der durchschimmernde Gegenstand die Imagination stärker reizt. Drittens erfolgte daher eine große Disproportion zwischen unsern Empfindungen: man schämt sich itzt mehr, gewisse Dinge, die nach der angenommenen Moral unrecht sind, zu nennen und davon zu hören, als sie zu thun.

So wenig sich die Scham für eine bloße Wirkung des thierischen Mechanismus halten läßt, und so sehr sie daher den Namen einer moralischen Empfindung verdient, so entsteht sie doch zuweilen durch einen äußern Reiz. Aerzte haben die Bemerkung gemacht, *) daß der Same, wenn er sich zu sehr anhäuft, scharf wird und seine Behältnisse reizt, woraus gewöhnlich eine übertriebene Scham, oder die unverschämteste Geilheit erfolgt. Ich zweifle nicht an der Richtigkeit der Bemerkung, aber sehr, ob ein solcher Reiz die Ursache der Scham ist:

*) Tissot. T. II. P. I. p. 85.

er muß nothwendig wollüstige Empfindungen erwecken; denn dazu hat die Natur den Samen bestimmt, daß er die Gefäße zur Ausleerung reizen soll, wie der Speichel die Drüsen, oder die Ueberreste der Verdauung die Gedärme. Die wollüstigen Empfindungen müssen eben so unvermeidlich wollüstige Vorstellungen in der Imagination erregen, die alles, was ein solcher Mensch sieht oder hört, mit ihren Bildern in Beziehung bringt, und weil Gewohnheit und Erziehung mit solchen geilen Vorstellungen die Scham verknüpft hat, so muß diese Empfindung bey jeder solchen Vorstellung in ihm entstehen und desto stärker werden, je mehr die wollüstigen Bilder an Lebhaftigkeit zunehmen: er erröthet oft ohne äußerliche Veranlassung, weil ein beschämender Gedanke in seinem Kopfe aufstieg, vielleicht ohne zum unterscheidenden Bewußtseyn zu gelangen; denn alle Reize aus dem Körper wirken eine unendliche Menge dunkler Ideen. — Es läßt sich auch ein andrer Weg denken: ein solcher Reiz in den Samenbehältnissen muß sich bald über alle

Nerven ausbreiten und daher Furcht, Traurigkeit, Angst und andre Affekten erwecken, wozu der Charakter geneigt macht: Furcht, Traurigkeit und Scham sind so genau zusammen verbunden, daß eine von diesen Empfindungen unmittelbar die andere herbeyruft; und auf diesem Wege kan die Scham ohne alle wollüstige Bilder entstehn. Auf solche Art kan nicht nur die Enthaltsamkeit, sondern auch die Ausschweifung sie hervorbringen: wer den Körper durch übertriebene Wollust entkräftet hat, verfällt in traurige und furchtsame Empfindungen, die unmittelbar zur Scham führen können.

In einem überwiegend hohen Grade thut sie dem Charakter keine gute Dienste: sie macht scheu, ängstlich, blöde, unentschlossen, bedenklich, grillenhaft; aber im gehörigen Maaße bringt sie die rechtschaffensten, edelsten, besten Menschen hervor, besonders wenn sie mit einer gesunden Beurtheilung verbunden ist: sie ist eine von den Gründen der Ehre, des Gewissens, der Tugend, der Politesse, in so fern sie uns von allem zurückhält, was nach eines jeden Be-

griffen diesen vier Gesetzen zuwider läuft. Sie gehört also nicht unter die antreibenden, sondern zurückhaltenden Empfindungen.

Die Reue ist offenbar keine besondere Art der Empfindung, sondern eine Zusammensetzung aus einem mißbilligenden Urtheile und aus Mißfallen: ich mag mir so viele Beyspiele denken als ich will, und sie zergliedern, so ist dieses allemal das Resultat. Unempfindliche Menschen, oder die wenig, vielleicht gar keine Beurtheilung haben, bereuen daher nichts: ein begangener dummer Streich, selbst ein Verbrechen ist ihnen gleichgültig. Der niedrigste Grad der Reue ist es, wenn sie in den Gränzen der Scham vor uns selbst bleibt, und nur für sehr empfindliche Seelen wird sie alsdann zu einer Pein. Noch mehr wird sie es, wenn sich Furcht vor Schande bey unsern Freunden und Bekannten, oder gar vor öffentlicher Beschimpfung dazu gesellt: sie kann in einem solchen Falle zu den größten Unthaten verführen, wovon die Kindermörderinnen ein Beweis sind. Mischt sich die Furcht vor dem Mißfallen eines höchsten Wesens,

vor seinem Zorn und einer ewigen Bestrafung darunter, so kann die Reue bis zur Verrückung und Melancholie steigen, langsam auszehren und tödten. Die Fabel der Griechen läßt daher Menschen, die von Gewissensbissen gequälet werden, von Furien peitschen und herumtreiben, oder diese Ungeheuer überall sehen. Ein Frauenzimmer, das ihrer schlechten Wartung den Tod einer Person zuschrieb, verfiel in eine achtmonatliche Verrückung, worin sie an nichts als an ihr Versehen dachte; und Tissot *) will einen starken gesunden Menschen gekannt haben, der in fünf Wochen an Gewissensunruhen starb. Es ist desto glaublicher, weil die Religion bey einem schwachen Verstande, bey einer schwärmerischen Einbildungskraft, bey einem schwachen oder empfindlichen Nervensistem alle Gefühle erhöht: der stärkste Körper muß daher unter den Bedenklichkeiten eines schwachen Kopfs erliegen, und ein Versehen, das einem gesund denkenden Menschen vielleicht in Scham vor sich selbst versetzen würde, ist jenem ein Verbrechen,

*) T. II. P. I. p. 383.

wofür er ewig büßen muß, und das ihm Schlaf und Appetit raubt.

Gefallen, Mißfallen.

Gefallen und Mißfallen kann keine besondere Art der Empfindung seyn, sondern sie sind theils ein gewisser Grad dessen, was wir angenehme und unangenehme Empfindung nennten, und was in einem höhern Grade zum Vergnügen und Mißvergnügen wird; theils eine Eigenschaft aller Empfindungen, vornemlich solcher, die auf unsre Thätigkeit wirken, in so fern sie einen gewissen Grad der Stärke nicht übersteigen.

Jedermann wird die Bemerkung an sich selbst gemacht haben, daß es ihm angenehm war, oder gefiel, wenn ihm eine weiche Hand die Haut strich oder ihn sanft kitzelte, wenn ein sanfter Ton, eine milde Farbe, ein mäßig süßer Geruch auf seine Nerven wirkte: so bald der schönste Geruch, die schönste Farbe einen gewissen Grad überstieg, der sich mit Worten nicht bestimmen ließ, so wurden sie ihm lästig, unangenehm,

und mißfielen ihm daher. Wie es ihm mit Sensationen ging, so geschieht es auch mit innern Gefühlen und Affekten: ein leichter Schauer, der nur über die Haut hinzufliegen scheint, eine nicht sehr merkliche Belebung des Pulses, ein wenig verstärkter Strom der Lebensgeister gefällt; ein kleiner Zorn ist wegen der Lebhaftigkeit angenehm, die er in der ganzen Maschine zurückläßt, und wenn sich die Menschen genau beobachteten, so fänden sie vermuthlich, daß alle Affekten, selbst Traurigkeit, Neid, Haß, in einem gewissen Grade angenehm für einen sind, der vorzügliche Dispositionen von Natur und durch Gewohnheit dazu bekommen hat, besonders ist die letzte eine von den wirksamsten Ursachen, die uns alles, sogar Leiden, nicht blos erträglich, sondern zuletzt angenehm macht. Es läßt sich hier keine allgemeine Regel weder für alle Menschen, noch für einen Menschen auf alle Zeiten seines Lebens angeben: Manchen ergötzt der Geruch des Bisams, sogar des Teufelsdrecks, und es giebt vielleicht keinen Gestank auf der Erde, der nicht seinen Liebhaber findet: der Eine

riecht lieber Thymian, Basilikum, Quendel, oder andere schneidende Gerüche, als die schönste Nelke, die beste Levkoje, die beste Hiacinthe; und es giebt Leute, denen der Mist gut riecht. Ich traf zufälliger Weise einmal mit einem Bauer und einer Bauersfrau zusammen, die vor einem Felde vorbeygingen, wo man eine Menge Misthaufen aufgeschüttet hatte: mich erstickte der Brodem beinahe, und diese beiden Leute blieben mit ungemeiner Herzensfreude bey jedem Haufen stehen, schnauften den Dampf ein und lobten den Unflat mit so unerschöpflicher Beredtsamkeit, daß mich die Leiden meiner Nase zwangen, sie nicht weiter zu beobachten, sondern die Atmosphäre mit der größten Eilfertigkeit zu verändern. Die Nerven dieser Leute werden durch die heftigen Gerüche von säuerlicher Milch, starkem Einheizen, gährendem Bier, womit sie in ihren Stuben beständig umgeben sind, von dem Brodem der Ställe und der Ausdünstungen des Viehs an heftige Reize gewöhnt, daß ihnen alles gut riecht, was mit einem gewissen Grade der Heftigkeit auf ihre Organe wirkt;

und so geht es ihnen mit allen Empfindungen. Den Gestank des Mistes mag ihnen nicht nur diese Beschaffenheit ihrer Nerven und die Gewohnheit, sondern auch eine Reihe von verknüpften Vorstellungen und Empfindungen angenehm machen: die Fruchtbarkeit des Feldes, die solchen herrlichen Dünger hervorbringt, reiche Ernte, gute Einnahme, reichlicher Essen und Trinken, öfteres Vergnügen in der Schenke, das Vermögen, sich mehr bunte Halstücher, eine Schürze, einen Tabaksbeutel zu kaufen — tausend solche verwandte Ideen mögen dunkel in den Köpfen dieser Leute bey einer solchen Gelegenheit aufsteigen und ihnen die Sensation versüßen. Ich habe auf dem Lande einmal einen ähnlichen Dialog zwischen zwey Bauern behorcht, worunter sich der eine sehr viel zu Gute that, daß seine Pferde und Kühe bessern Mist machten als des Andern seine: es kann sich also auch der Ehrgeiz mit so schlechten Materialien verbinden: der Mann handelte nicht dümmer als Jemand, der stolz darauf thut, daß er auf

einem schönen Pferde sitzt, oder daß seine Hunde gut jagen.

So sehr indessen Natur, Gewohnheit, verknüpfte Ideen und Empfindungen es dahin bringen können, daß jeder Grad und jede Art der Empfindungen irgend einem Menschen gefällt oder mißfällt, so giebt es doch einige Grade und Arten, die auf alle gut organisirte Menschen, die weder zu weichlich noch zu hart gewöhnt sind, beinahe gleichen Eindruck machen; allein, genau untersucht, schränkt sich diese Allgemeinheit immer nur auf solche Personen ein, die ähnliche Gewohnheiten und ähnliche Verknüpfungen zwischen Ideen und Empfindungen haben. Nur allen empfindsamen Personen ist eine melancholische Gemüthsstimmung angenehm, und die Freude zuwider, und nur bey allen, die das Gegentheil von diesen sind, verhält es sich umgekehrt. Man gehe jede Klasse der Empfindungen durch, und man wird es bestätigt finden.

Es ist also eine sehr schlechte Eintheilung, wenn man die Empfindungen überhaupt in angenehme und unangenehme

theilt; denn sie beruht auf einer äußerst relatifen Eigenschaft, die folglich kein allgemein unterscheidendes Merkmal abgeben kann. Eben so wenig ist der Ausdruck genau, daß Empfindungen gefallen, weil sie angenehm sind: das heißt mit andern Worten gesagt, sie gefallen, weil sie gefallend sind: gefallend und angenehm, mißfallend und unangenehm sind blos Wortunterschiede und in uns Eine und dieselbe Sache.

In diesem Sinne sind also Gefallen und Mißfallen keine besondere Modifikationen der Empfindungswerkzeuge, sondern eine allgemeine Beschaffenheit der Wirkung, die von diesen so oder so modificirten Werkzeugen auf die Seele geschieht.

Im zweiten Sinne, wo es ein Grad der Empfindung ist, die in einem höhern zum Vergnügen oder Mißvergnügen wird, verbindet es sich mit unsern Vorstellungen: wir sagen zwar in der gewöhnlichen Sprache, daß uns diese Blume, dieses Haus gefällt, allein, genau genommen, ist es nicht der Gegenstand außer uns, sondern unsere Vorstellung von ihm in uns, die uns auch

gefällt, wenn gleich ihr Gegenstand nicht gegenwärtig ist, und gewisse Vorstellungen, wie mitleiderregende schreckliche Begebenheiten, thun es nur in diesem Falle, und gerade das Gegentheil, wenn wir sie wirklich sehen. Allein einzele Vorstellungen an sich, wären sie gleich noch so zusammengesetzt, gefallen uns nie, wenigstens nicht lange: ein schöner Palast gefällt nur dann, wenn wir die Fertigkeit haben, die Verhältnisse seiner Theile geschwind zu vergleichen und zusammen zu halten; eine Musik gefällt nur dann, wenn wir die melodischen und harmonischen Verhältnisse geschwind übersehen, die verschiedenen Veränderungen des Thema's vergleichen, die Kontraste der Ausweichungen bemerken, die Verhältnisse der Töne, wie sie zusammen angeschlagen werden, und wie sie auf einander folgen, mit Unterscheidung zu empfinden wissen. Daher sagen Tonkünstler, daß sie das Stück noch einmal hören müßten, um seine Schönheiten ganz zu fühlen, weil sie das erstemal von ihnen so sehr überrascht und überhäuft wurden, daß sie jene Bemerkungen und Vergleichungen

in der Geschwindigkeit nicht umständlich und mit allen einzeln Theilen machen konnten; daher gefällt Leuten, die hiezu weder natürliche noch erworbene Fähigkeit haben, in einer Musik nichts als etwa ein tanzmäßiges Rondeau, oder etwas ähnliches. Je schneller folglich Jemand viele solche Bemerkungen und Vergleichungen machen kann, daß sie z. B. bey einer Musik mit dem Eindrucke der Sensation zusammenfließen, destomehr wird sie ihm gefallen, destomehr mißfallen, wenn sie ihm keinen Anlaß dazu giebt, oder wenn er viele schlechte Verhältnisse in ihren Theilen findet.

Diese Philosophie ist so wahr, daß sie nicht bloß von den schönen Künsten und Wissenschaften, sondern auch von allen Dingen des menschlichen Lebens gilt: die Sache ist es nie, die uns gefällt oder mißfält, sondern unsere Vorstellung von ihr, nicht die einzele Vorstellung an sich, sondern die Verhältnisse der Vorstellungen gegen einander, woraus sie zusammengesetzt ist, und das Verhältniß der ganzen Vorstellung gegen unser

übriges Sistem von Ideen und Empfindungen. Man nehme einem Geizigen die Vorstellung vom Golde, einem Verliebten das Bild, das von seiner Göttin in seiner Seele wohnt, und weder das Stück Gold, noch der Körper außer ihm wird Gefallen in ihm erwecken; denn wovon wir keine Vorstellung haben, das existirt für uns gar nicht. Man mache seine Vorstellung von dem gefallenden Gegenstande so lebhaft, als wenn er gegenwärtig wäre, ob er es gleich nicht ist, und man wird sich so sehr freuen, als bey der Gegenwart desselben: dieses geschieht im Traume, in der Fieberhitze, der Verrückung, der Raserey, und überhaupt in jedem Zustande, wo unsere Imaginationsvorstellungen eine so täuschende Lebhaftigkeit bekommen, als wenn es Sensationen wären, die ein wirklicher Gegenstand durch die Sinne erweckte: für den Verrückten ist die Welt außer ihm gar nicht da: er hat an seinen Ideen genug: in seiner Einbildung hat er Würden, Reichthum, Ehre, Schönheit, ist er König, Minister, General, vielleicht gar Gott; und diese täuschenden Vorstellungen gewähren

ihm so viel und oft mehr Freude, als wenn er wirklich alle jene Herrlichkeiten besäße, oder der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung wäre. In allen diesen und ähnlichen Fällen sind die Vorstellungen in uns die unmittelbaren Gegenstände des Gefallens, die unmittelbaren Ursachen der angenehmen Empfindung.

Warum gefällt einem Kaufmanne der Gewinnst, den er von einer Unternehmug sich verspricht oder erlangt? Warum ist ihm die wichtigste Entdeckung in der Physik oder einer andern Wissenschaft, das trefflichste Werk des Witzes so gleichgültig? — Die Vorstellung des Gewinnstes paßt zu seinen übrigen Gedanken und Empfindungen: zwischen ihr und diesen ist eine so große Verwandtschaft, daß sie sogleich eine Menge andere in ihm aufweckt: hingegen zwischen einer physikalischen Entdeckung und seinen Ideen und Empfindungen fehlt das Band. Aus diesem Grunde bleibt der Naturkündiger gleichgültig, wenn er von einer neuerrichteten Handelsgesellschaft hört, die jährlich Millionen ins Land ziehen soll, und wird ver-

gnügt, wenn man ihm sagt, daß sie mit jedem Schiffe einen Mann ausschicken will, der fremde Kräuter, Mineralien und Thiere zurückbringen soll.

Da wir aber einmal gewohnt sind, nicht blos unsere Vorstellungen, sondern auch ihren veranlassenden Gegenständen die Wirkung des Gefallens zuzuschreiben, so wollen wir nicht so übertrieben genau im Ausdrucke seyn und die gewöhnliche Sprache verlassen, sondern eben so wohl sagen, daß uns ein Haus oder ein Baum gefällt, wie wir die grüne Farbe dem Tische oder Regenbogen zuschreiben.

Aus dem bisher Gesagten ergiebt sich der Unterschied unter den gefallenden und mißfallenden Dingen, daß uns einige nur wegen ihres Einflusses auf unsern Zustand und wegen ihrer Verwandschaft mit unsern übrigen Ideen angenehm sind, z. B. Würden, Reichthum, Rang, die eigentlich sogenannte Gelehrsamkeit; und daß andere es nicht allein sind, weil sie mit unsern übrigen Ideen und Empfindungen in Verbindung stehn, sondern weil wir an ihnen ein Menge

Verhältnisse zu bemerken, zu vergleichen, zu unterscheiden finden; und in diesem doppelten Grunde liegt das Vergnügen an Werken der Spekulation, des Witzes, der Einbildungskraft. Vielen Lesern gefällt ein Gedicht nur dann, wenn Inhalt und Ausdruck so beschaffen ist, daß es verwandte Ideen und Empfindungen in ihnen findet und aufweckt; je geringer daher die Anzahl ihrer Ideen und Empfindungen ist, je weniger mannichfaltig und je schwächer ihre Verknüpfungen unter einander sind, desto weniger Gedichte können ihnen gefallen, desto schlechter müssen sie seyn, wenn sie ihnen gefallen sollen: alle die feinen Verhältnisse zwischen den Gedanken, die witzigen launigen Kontraste, Aehnlichkeiten, Gegensätze, die komischen, raschen, sanften Wendungen der Gedanken und des Ausdrucks, die komischen oder rührenden Anspielungen und Beziehungen auf entfernte, entgegengesetzte oder ähnliche Dinge bemerkt ein Leser desto weniger, je weniger Kopf er hat, je langsamer er denkt und empfindet, oder je weniger ihm diese Art von Ideen geläufig ist. Der

Mann von Geschmack, der Kenner, der viele und mannichfaltig verknüpfte Ideen und Empfindungen besitzt, schnell denkt und empfindet, ergötzt sich blos an diesen feinen Gedankenverhältnissen, und sein Vergnügen hat in dieser Rücksicht eine weitere Sphäre, aber auf der andern Seite ist es wieder eingeschränkt, weil wenige Schriften von dem Werthe sind, daß sie seinen Foderungen genug thun.

Die Ideen und also auch die Dinge, die uns wegen ihres Einflusses auf unsern Zustand gefallen, gehören ungefähr unter folgende Hauptrubriken — gut, nützlich, edel, angenehm, anständig, (decence und bienseance) Ordnung, Gesittet oder Artig (poli, honnête). Alle Dinge und Ideen, die Jeder nach seiner Art unter diese acht Hauptgattungen bringen kann, gefallen ihm ohne Ausnahme.

Die gefallenden Ideenverhältnisse, oder populär zu reden, die Dinge, die uns wegen ihrer innern Beschaffenheiten und Verhältnisse ohne Rücksicht auf ihren Zu-

sammenhang mit unserm Zustande gefallen, lassen sich unter drey Hauptgattungen bringen — schön, erhaben, wahr: *) das Gegentheil von diesen dreyen mißfällt. Unter der ersten Rubrik muß man nicht nur das ernste Schöne, wie Einige thun, sondern auch das Belustigende, Artige, Sinnreiche, Anmuthige, Scherzhafte, u. s. w. mit begreifen, wenn die Eintheilung die Sache erschöpfen soll. Der Sprachgebrauch macht gleichwohl noch immer leicht Mißverständniß: im gewöhnlichen Ausdrucke ist schön ein sehr schwankendes Wort, und wir nennen daher ein erhabenes dichterisches Gemälde auch schön. Man wird also bemerken, daß bey dieser Eintheilung das Wort schön in einem eingeschränkten Sinne zu verstehen ist: man vergleiche ein niedliches Blumenparterr mit einem romantischen Felsen, um zu sehn, daß diese beiden gefallenden Gegenstände in zwey verschiedene Klassen gehören, worunter wir die eine schön,

*) Alle diese Begriffe werden im Kapitel von den Ideen aus einander gesetzt, und ihre Relatifität bewiesen.

die andere erhaben nennen, weil sie doch einen Namen haben müssen.

Die erste Frage, worauf man sogleich geräth, ist — „warum halten wir etwas für schön, erhaben, wahr?“ die zweite — „warum gefällt uns das, was wir für schön, erhaben, wahr halten?“ — Die erste gehört nicht hieher und wird an dem Orte beantwortet, wo ich die Begriffe von jenen drey Gegenständen aufsuche und entwickele: wir nehmen also hier indessen an, wovon einen Jeden die Erfahrung leicht überzeugt, daß dem Einen schön, erhaben, wahr scheint, was der Andere nicht dafür hält, und suchen hier nur die Gründe auf, warum einem Jeden sein Schönes, Erhabnes und Wahres gefällt. Um sie desto leichter zu finden, wollen wir erst die Bedingungen entdecken, unter denen uns etwas gefällt.

Erstlich muß der Eindruck dessen, was uns gefallen soll, lebhaft, stark, hinreißend seyn: ein Gedanke, der uns außerdem gefiele, thut es weniger oder gar das Gegentheil, wenn er nicht lebhaft oder stark ausge-

drückt ist: alles matte mißfällt. Man muß aber bey dieser und allen künftigen Bedingungen nicht aus der Acht lassen, daß nicht alle Menschen einerley Ton in ihren geistigen und körperlichen Kräften haben, und daß folglich dem Einen sehr lebhaft scheinen kann, was dem Andern, dessen Seele höher gestimmt ist, sehr matt vorkommt: die Regel bleibt immer dieselbe, daß Jeder nach seiner Art einen lebhaften Eindruck verlangt, wenn ihm etwas gefallen soll.

Zweitens muß die Sache so beschaffen seyn, daß wir sie mit Einem Blicke der Imagination ganz umfassen, und zugleich mit dem nämlichen Blicke entweder alle Theile und ihre Verhältnisse, oder doch die vornehmsten unterscheiden und vergleichen können. Vielen Leuten gefällt ein kleines Haus besser als der schönste Palast, weil dort alles kurz beysammen ist, wie sie sagen, weil sie das Ganze mit allen seinen Eintheilungen besser überblicken können, den Fall ausgenommen, wenn dunkle Vorstellungen von Größe, Hoheit, Pracht dabey mitwirken. Manchem Leser gefällt ein Roman

von einiger Länge nicht recht das erstemal, besonders wenn der Plan etwas verschlungen ist. Manche sind schon zufrieden, wenn sie nur einzele Theile z. B. einzele Auftritte eines Schauspiels ganz übersehen können.

Drittens muß es mit den übrigen Ideen und Empfindungen in Verbindung stehen, und je größer die Anzahl von beiden ist, die bey dem Lesen eines Buchs, bey dem Anblick eines Gemäldes in einem Menschen aufwachen, destomehr gefallen ihm diese Gegenstände: sie sind ihm alsdann interessant. Die Pucelle von Voltaire gefällt keinem ernsthaften Manne von schlichtem Menschenverstande, keinem empfindsamen Frauenzimmer: abgerechnet daß ihre Begriffe von Ehrbarkeit und Anständigkeit ihnen viele Stellen widrig machen, kann schon der Witz, die muthwillige Laune, die Munterkeit des Dichters keinen Eindruck auf sie thun, weil ihr Geist keine ähnliche Stimmung hat, weil die Ideen der Liebe mit ganz andern Empfindungen bey ihnen verbunden sind: der ernsthafte Mann mit dem schlichten Menschenverstande wird lieber das unschmackhaf-

teste historische oder geographische Buch, die empfindsame Dame lieber einen schalen Roman voll verliebter Seufzer, voll Wehklagen, voll süßer Herzenskümmernisse lesen.

Viertens muß unter den Ideen, die es erregt, keine mit unangenehmen Empfindungen in uns verbunden seyn, keine unserm Stolze, unsrer Eigenliebe, Feindschaft oder Freundschaft, unsern Grundsätzen und Meinungen, unserm Vortheile oder etwas anderm wehthun, das unter dem Schutze unsrer Selbstliebe steht. Wie vielen Personen mißfiel ein moralisches Buch, ein Schauspiel, ein Roman, weil etwas darin vorkam, wobey sie sich getroffen fühlten! Manchem mißfällt ein poetisches Werk schon darum, weil Jemand von ihrem Stande eine ähnliche Rolle darin spielt, allen Orthodoxen die herrlichsten Spekulationen, die nicht mit den angenommenen Religionssätzen übereinstimmen, und aus solchen Ursachen muß oft ein ganzes Buch für eine einzige Stelle büßen. Um zu gefallen, muß also der Ein=

druck einer Sache lebhaft, faßlich, interessant und schmeichelnd für unsere Eigenliebe seyn.

Aus diesen Bedingungen, unter denen etwas gefällt, beantwortet sich die aufgeworfne Frage von selbst: Selbstliebe und Thätigkeit sind die beiden vereinigten Gründe, warum einem Jeden sein Schönes, Erhabnes und Wahres gefällt.

Alle Menschen fühlen den Trieb zur Thätigkeit in sich, alle die Beschwerlichkeit der Langenweile, einige mehr, die andern weniger, und sie unterscheiden sich nur dadurch, daß sie entweder leidend oder thuend beschäftigt seyn wollen. Die Thätigkeit des Einen hat ihren Sitz in den Muskeln, in Armen, Händen, Füßen oder der Zunge: er muß jagen, reiten, fahren, sich necken und balgen, tanzen, eine mechanische Handarbeit verrichten, oder sprechen, zanken, schreyen, lärmen. Bey einem Andern wohnt sie in den Sinnen: er will immer nur Sensationen empfangen, und darunter gehört das Geschlecht der brutalen Wollüst-

linge, der Esser und Trinker, die Leute, die Aufzüge, Ceremonien, Seiltänzer, Taschenspiele und ähnliche Ergötzlichkeiten lieben. Eine dritte Gattung ist mit dem Verstande geschäftig, meditirt, spekulirt, rechnet, macht Plane: eine vierte ist es mit Imagination, Witz und Empfindung. Wenigen Menschen fehlt eine Art dieser Thätigkeit ganz, bey den meisten ist eine so vorzüglich herrschend, daß sie die übrigen nur in geringem Grade zuläßt, und äußerst selten sind Menschen, bey denen sich alle vier die Wage halten. Alle kommen darinnen überein, daß die Räder ihrer Thätigkeit zuweilen still stehn und einen neuen Stoß brauchen: selbst der größte erfindungsreichste Kopf, dessen ganzes Leben fast nichts als eine Reihe von Jdeen ist, bedarf zuweilen einer Veranlassung, die seinen Gedanken eine neue Richtung, eine neue Wendung giebt, oder sie in ein ganz anderes Gleis führt — ein Buch, eine Unterredung, Begebenheiten, Leidenschaften. Je eingeschränkter, je mehr unsere Thätigkeit leidend ist, desto eher läuft sie ab, und desto willkommner muß al-

les seyn, was sie wieder aufzieht: daher können Personen auf dem Lande Gefallen an Gesellschaft finden, die ihnen außerdem vielleicht mißfiele. Das abgelaufene Uhrwerk des Geistes durch seine eigene Kraft wieder aufzuziehen, oder es durch Anstrengung im Gange zu erhalten, ist das Talent einer sehr kleinen Anzahl: die Natur hat es so geordnet, daß der größte Theil nicht durch sich selbst denken, sondern von Menschen oder Büchern Gedanken annehmen soll: folglich gefällt den Meisten alles, was ihre Art von Thätigkeit in Bewegung setzt, ohne einen für sie hohen Grad der Anstrengung zu erfodern, nur bey Wenigen vermehrt die Anstrengung das Vergnügen.

Man hat sich oft gewundert, wie den Römern und Engländern gladiatorische Schauspiele gefallen konnten; und man antwortete, daß dem Menschen alles gefällt, was ihn stark beschäftigt, und auf seine Seele lebhaften Eindruck macht. Genauer wäre die Antwort, wenn man sagte, daß dem Menschen alles gefällt, was die Gattung der Thätigkeit, die ihm Natur und Gewohn-

heit eigen machten, ohne große Anstrengung lebhaft beschäftigt, und was mit seinen Gedanken und Empfindungen auf eine Art verwandt ist, die seiner Selbstliebe schmeichelt. Was hatte der Römer in seiner Imagination als Streitigkeiten im Rathe oder auf dem Felde des Mars, und Krieg? Die Empfindung, die er kannte, waren Muth, Unerschrockenheit, trotzige Verachtung der Gefahr und des Todes, Verwägenheit, kurz, nur thätige antreibende heftige Empfindungen: Furcht, Scham, Ekel und alle die sympathetischen Gefühle des Mitleids und der Menschenliebe, die uns ein so grausames Schauspiel widrig machen würden, betrachtete er als Fehler, als Schwächen: natürlich mußten ihn also Auftritte ergötzen, wobey man Eigenschaften bewies, mit denen er so sehr simpathisirte. Wir simpathisiren nur mit der Furcht vor dem Tode, mit seinen Schmerzen, mit den Leiden der Trennung von Allen, die der Sterbende in der Welt liebte, mit Gelassenheit, Geduld, und der Römer hätte die rührenden Sterbescenen auf unserm Theater gewiß mit Wider-

willen gesehn: könnten wir allen Ekel, Abscheu, alle Furcht und alles Mitleid in uns unterdrücken, womit uns unsere größere Empfindlichkeit und unser Nachdenken bey dem Anblicke des fließenden Blutes und einer leidenden oder sterbenden Kreatur erfüllen; könnten wir uns die Ueberzeugung geben, wie sie der Römer hatte, daß der sterbende Gladiator kein Mensch ist wie wir, sondern ein Geschöpf, das wir, wie einen Ochsen oder ein Schaf, zu unserm Bedürfnisse oder zu unserm Vergnügen gekauft und gefüttert haben, und dessen Leben folglich nicht ihm, sondern uns gehört, so müßte es auch für uns ein groses Schauspiel seyn, einen Menschen zu sehn, der auf unserm Befehl „recipe ferrum!" sich unerschrocken niederlegt, den Hals darbietet und sich ihn ohne Zucken, ohne die mindeste Veränderung der Mine mit der dreyzackichen Gabel des Gegners durchstoßen läßt: wir müßten Bewunderung, Beyfall und Wohlgefallen empfinden. Dazu setze man, daß es den stolzen herrschsüchtigen Römer ungemein schmeicheln mußte, Herr von dem Leben eines Ge-

schöpfs zu seyn, das er zwar verachtete, doch ohne den Gedanken ganz auslöschen zu können, daß es auch ein Mensch war; und dieses süße Vergnügen des Stolzes, sich als ein höheres mächtiger Geschöpf zu betrachten, von dessen Willen das Wohl und Leben eines Andern abhängt, scheint mir bey aller Grausamkeit gegen Menschen und Thiere zum Grunde zu liegen. Sagen wir von einem Schauspieler, „er starb gut," so heißt das, „er starb mit allen Verzuckungen des Todes, mit allen Zeichen des Schmerzes, mit allen Leiden der Trennung von Leben, Freunden und Glück:" in dem Munde des Römers hieß es, „der Gladiator starb ohne alle Zeichen des Schmerzes; er war ganz Herr über die thierische Natur und so sehr seiner mächtig, daß er allen ihren Eindrücken widerstand und aus Ehrbegierde alle Liebe zum Leben vergaß." So wenig ich geneigt bin, ein solches Schauspiel mit anzusehn, so muß ich doch einen solchen Gladiator, einen Huronen oder Irokesen bewundern, der sich gleichsam Stückweise umbringen läßt, und dabey singen kann: es ge-

hört keine kleine Kraft der Seele dazu, so vielen eindringenden Gefühlen des Schmerzes zu widerstehn, sich in Gleichgültigkeit oder Lustigkeit zu versetzen, alle die konvulsivischen Bewegungen der Muskeln zu hindern, die aus der Verletzung so vieler Nerven nach den Gesetzen des thierischen Mechanismus erfolgen, und noch dabey sein Gesicht zu einer Mine zu zwingen, die das Gegentheil von dem sagt, was man empfindet. So wenig der Römer alles dieses entwickelt dachte, so lag es doch dunkel bey seiner Bewunderung der Unerschrockenheit und des Muthes zum Grunde; und man darf sich daher nicht wundern, wenn er nach seiner Denkungsart Gefallen an solchen Auftritten fand: er ergötzte sich nicht an dem Grausamen, sondern an dem Erhabnen und Großen dabey, und die Empfindung des Letzten unterdrückte das Gefühl des Ersten.

Noch itzt eilen viele Menschen mit Begierde zu Hinrichtungen, ohne daß man sie deswegen der Grausamkeit beschuldigen kann. Manchen treibt die Neubegierde hin, das

Außerordentliche des Schauspiels, die Ceremonien und Zurüstungen, und überhaupt das Feierliche dabey: kommt es zu dem angreifenden Augenblicke, wo der tödtliche Streich geschehen soll, so wenden sie sich weg, verlassen den Schauplatz ganz, oder zwingen sie sich aus übermäßiger Neubegierde, so kehren sie mit Schrecken, Furcht, Ekel und Abscheu nach Hause, quälen sich mit Träumen, schrecklichen Bildern und schwermüthigen Empfindungen. Außer diesem Bewegungsgrunde mögen Andere eine wirkliche Erbitterung gegen den Delinquenten zum Richtplatze mitbringen: entweder herrscht der dunkle Gedanke in ihnen, daß es ein Feind der öffentlichen Sicherheit ist, der auch ihnen schaden könnte, wenn er ungestraft bliebe, oder hat er wirkliche Grausamkeiten begangen, sich an heiligen Oertern, wie Kirchen, oder an Personen von großem Ansehn vergriffen, so entsteht bey dem Volke wirklicher Groll gegen ihn; und es ist daher kein Wunder, wenn ein großer Theil an den Leiden eines Feindes Vergnügen findet. Als die Zeitungsblätter Wasers Hinrichtung

bekannt machten, hörte ich einige sagen, „es ist ihm recht; warum hat er nicht gehorchen wollen?“ Als Amiens in Paris hingerichtet wurde, eilte Jedermann, selbst die empfindsamsten Damen zu diesem huronischen Possenspiele; und da der Unglückliche, indem er mit glühenden Zangen gezwickt wurde, laut vor Schmerzen schrie, klatschten die Zuschauer mit den Händen: *) entweder bildete sich dieses theatralische Volk ein, daß es vor dem Theater stände, und klatschte in der Selbstvergessenheit dem Schauspieler Beyfall zu, weil er den Schmerz so natürlich ausdrückte, oder galt der Beyfall dem Scharfrichter, weil er einem Verbrecher so gut quälte, der sich an der geliebten Person des Königs vergriffen hatte: das letzte kann wohl seyn, weil der größte Theil von Paris gegen den wahnwitzigen Meuchelmörder wirklich erbittert war. — Endlich ist auch die Fortpflanzung des Interesse von einem Umstande auf alle übrige, die mit ihm in Verbindung stehn, bey dem Menschen äußerst sonderbar: die Hinrich-

*) Tableau de Paris. T. II.

tung eines Mörders, der geköpft wird, weil er einen Reisenden mit einem Schusse oder Hiebe umbrachte, zieht nicht viel Zuschauer an: hat er ihn mit zwölf Stichen ermordet, so kommen schon mehr Menschen: hat jemand Vater oder Mutter umgebracht, so wächst auch nach allen Stufen des Verbrechens und des Grausamen dabey die Zahl der Zuschauer; und ließe sich Jemand einfallen, sein Kind zu erwürgen, in Oel zu braten und zu essen, so bliebe Niemand zu Hause, und sollte er gleich auf allen Vieren zum Richtplatze kriechen. Ist der arme Sünder ein junger schöner Mensch, so bleibt kein Frauenzimmer weg: seltne Todesstrafen, wie Zerreissen mit vier Pferden, Zwicken mit glühenden Zangen, locken auch mehr Neugierige an, als das Köpfen, das Wenigen interessant ist. „Den mag ich nicht hinrichten sehn; er wird ja nur geköpft;“ oder „er hat ja nicht viel gethan;“ oder „zu dieser Hinrichtung muß ich; denn sie zwicken ihn mit glühenden Zangen; und das ist doch etwas seltnes;“ diese und ähnliche Reden überreden mich, daß die Neube-

gierde der Hauptbewegungsgrund bey vielen Menschen in einem solchen Falle ist; und wenn das Verlangen, den türkischen Gesandten in Paris einziehen zu sehen, einigen Gichtbrüchigen im Hospital zu Paris die Kraft gab, zu diesem seltnen Schauspiele zu gehn, ob sie gleich seit vielen Jahren auf keinem Beine stehen konnten,*) so ist mir es auch begreiflich, wenn sie alle Gefühle des Mitleids und des Abscheus und alle Reflexionen so lange unterdrücken kann, als eine Hinrichtung die Sinne beschäftigt. Für den gemeinen Haufen ist das Beten und Singen bey einer solchen Scene ein großer Theil des Vergnügens: auch das Betragen des Sterbenden, seine Frechheit, sein Muth oder seine Bußfertigkeit sind wichtige Gegenstände dabey.

„Aber wie können selbst Personen, die das Schreckliche, Traurige, Rührende in der Natur fliehen, sich gleichwohl in der Nachahmung des Dichters und Schauspielers daran ergötzen?“ — Es ist nichts weniger als wahr, daß Leute, die das Schreckliche

*) Tissot im traité des Nerfs.

und Traurige in der Natur fliehen, schreckliche und traurige Bücher oder Schauspiele lieben: wen melancholische Bilder und rührende Empfindungen vergnügen, der sucht sie überall, in der Natur so wohl als im Schauspielhause und in der Lektüre, und flieht er vielleicht Gegenstände und Vorfälle des menschlichen Lebens, die ihn am stärksten darein versetzen könnten, so geschieht es aus Furcht, von ihnen zu sehr hingerissen zu werden, oder widrige Nebenumstände dabey zu finden. Das Schreckliche und folglich auch das Grausame, Unmenschliche, Blutige gefällt auf dem Theater und in Büchern nur zu solchen Zeiten, wenn die Menschen einen Hang zur Wildheit haben: ich weis keine Sache, die mir nicht auch in der Natur gefiele, wenn sie mir in der Nachahmung gefällt; finde ich aber an einem Gemälde, an der Schilderung oder Beschreibung eines mißfallenden Gegenstandes Gefallen, so ist es nicht der Gegenstand, sondern die Kunst der Darstellung, die es mir einflößt, und natürlicher Weise theilt sich immer auch der mißfallenden Sache so viel davon mit, daß sie

erträglich wird, oder ganz aufhört zu mißfallen. Das größere Vergnügen der Kunst schwächt oder löscht den widrigen Eindruck der Sache ganz aus: wer daher jenes schwach fühlt, wird kein Vergnügen an dem meisterhaften Gemälde finden, das einen Bucklichen, einen Kranken, einen Menschen mit blutenden Wunden darstellt: seine Einbildung realisirt ihm gewissermaßen diese Gegenstände, und er fühlt blos ihre natürlichen Eindrücke, ohne daß ihnen das Gefallen an der Kunst die Wage hält: daher verlangen viele Personen in der Dichtkunst und Malerey nur gefallende Gegenstände.

Ueberhaupt kann man weder von der Dichtkunst noch einer andern schönen Kunst sagen, daß sie mißfallende Dinge in Gefallende verwandelt: sie brauchen die ersten nur als ein Mittel, um den Eindruck der letzten zu verstärken, oder das Gefallen an der Kunst ist so groß, daß uns das Widrige des Gegenstandes verschwindet. In einem Gemälde sehen wir blutende Wunden ohne Widerwillen, weil ein Gemälde nur äußerst

empfindsame Personen so sehr täuscht, daß ihre Einbildung die Gegenstände realisirt: alle Andere vergnügen sich an der außerordentlichen Aehnlichkeit der gemachten Wunde mit einer wirklichen, und folglich an der Kunst des Pinsels. Auf dem Schauplatze mißfiele fließendes Blut oder Wunden: wären sie nicht täuschend gnug, so müßte man darüber lachen, und wären sie es in gehörigem Grade, so träten hier alle Empfindungen des Ekels und des Abscheus ein, wie bey wirklichen solchen Gegenständen. Bey Dissonanzen in der Musik gefällt der Kontrast zwischen ihnen und den konsonirenden Tönen, das Unerwartete, wenn der Komponist plötzlich vom geraden Wege auslenkt, die Erwartung, womit man horcht, wie er sich von dem Auswege wieder auf den rechten finden wird.

Da diese Materie ohnehin mehr in die Aesthetik gehört, so setze ich zur Vermeidung der Weitläuftigkeit nur noch einige Aufgaben mit summarischen Antworten hieher.

„Warum gefällt die Karikatur, die komische, ernsthafte und schreckliche?" — Weil es große starke erschütternde Imaginationsbilder sind; wegen ihres auffallenden Kontrastes mit den gewohnten wirklichen Gegenständen in Ansehung der Größe, und wegen der Aehnlichkeit, die sie doch in Ansehung der Bestandtheile oder ihrer Beschaffenheit mit ihnen haben, welches der Fall bey den ungeheuern Locken und Haarbeuteln in der Opera Buffa ist; wegen des Neuen und Unerwarteten, womit sie überraschen; auch wegen des Kontrasts zwischen der Ungereimtheit und dem Witzigen und Vernünftigen, das damit verbunden ist. Alle diese Gründe finden sich bey Grimassen, possenhaften Kleidungen, burlesken Einfällen, Scenen und Zeichnungen, bey den Riesen, Menschenfressern, Zwergen und Ungeheuern der Fabel, bey dem Wunderbaren des epischen Gedichts, das man mit Recht eine ernsthafte Karikatur nennen kann.

„Warum gefällt so vielen Leuten das „Plumpe, Tölpische, Unbehülfliche in den „Bewegungen, das Abgeschmackte, Unge-

„salzne, Platte, Niedrige in Gedanken und „Ausdrücken?“ — Weil sie nur eine kleine Anzahl gemeiner Ideen ohne alle Mannichfaltigkeit besitzen, keinen geübten Kopf haben und folglich nur die nächsten, meist auffallenden Kontraste und Aehnlichkeiten bemerken können: Wortspiele sind daher der gewöhnliche Witz dieser Klasse; ein Narr, der oft fällt, belustigt sie ungemein, weil es für sie eine Art der Karikatur ist.

„Warum gefällt vielen Menschen nur „eine Art des Witzes, nur eine Art von Ge„genständen in Werken des Geschmacks?“— Weil ihnen nur eine Art der Ideen und Empfindungen geläufig ist, will der Eine nur Bücher, wobey er lachen, der Andre nur solche, wobey er weinen kann, und eben darum findet der Schulmann kein Vergnügen am Witze des Weltmanns, und so auch umgekehrt: manchem vornehmen Herrn gefällt der Spaß seines Reitknechts über ein Pferd besser als der schönste Einfall des witzigsten Kopfs, weil er nichts als Pferde kennt.

„Wie können die Empfindungen der Furcht, des Schreckens, der Traurigkeit im Trauerspiele, in rührenden, tragischen oder schrecklichen Erzählungen Gefallen erwecken?“ — Furcht und Schrecken gefallen nicht, sondern die gigantischen starken lebhaften Bilder, wodurch der Erzähler jene Empfindungen bewirkt, und das damit verbundene Erstaunen, Verwundern, das Unerwartete, Neue, Ueberraschende dabey: Rührung und Traurigkeit gefallen wegen ihrer Verwandtschaft mit der Liebe, wie wir im Artikel vom Mitleide sehen werden, solchen Personen, die Temperament und Gewohnheit zu ihnen hinzieht, weil uns alles gefällt, was uns eigen ist: und oft kommt auch noch die Einbildung hinzu, daß es edler ist, mehr Verstand oder mehr Güte des Herzens anzeigt, wenn man lieber das Unglück beweint als die Thorheit belacht.

Am stärksten wird die Empfindung des Gefallens, wenn wir uns eine Sache unter mehr als einer Beziehung denken, sie etwa nicht blos schön, sondern auch nützlich, wahr,

edel, anständig, moralisch gut finden, und wenn sich Begierde dazu gesellt: bey Kindern und Wilden ist beides unverkennbar: die funkelnde Koralle oder den bunten Lappen, der ihnen gefällt, wollen sie auch haben: bey andern Personen äußert sich aus Scham, Wohlanständigkeit, oder andern Ursachen diese Begierde nicht, und geht daher leicht in Neid über.

Selbstgefallen, Begierde, Verlangen, Sehnsucht, Widerwille, Abscheu, Haß.

Die philosophische Sprache und die populäre geht in den Gradunterschieden dieser Wörter von einander ab: in der letzten folgen sie ungefähr in dieser Ordnung — wünschen, verlangen, begehren, sich sehnen: und die entgegengesetzten — nicht wünschen, Widerwillen haben, verabscheuen, hassen. Begierde, das in der gewöhnlichen Sprache schon einen merklichen Grad ausdrückt, brauchen die Philosophen als ein allgemeines Wort, um diese Gat=

tung der Empfindungen zu bezeichnen, ohne sich einen besondern Grad dabey zu denken; und da ich über Sachen, und nicht über Worte philosophire, so will ich dem Gebrauche folgen und diese ganze Gattung Begierde, Verabscheuung nennen, besonders da nach den Regeln unsrer Sprachlehre unter allen oben genannten nur diese beiden einen Plural zulassen.

Gewöhnlich betrachtet man Begierde und Empfindung als zwey verschiedene Arten von Wirkungen im Menschen; allein diese Eintheilung gründet sich blos auf die schwankende Bedeutung des Worts Empfindung. Wenn wir, unbekümmert um Worte, die Sache zu Rathe ziehen, so muß Begierde, Zorn, Traurigkeit, u. a. in Eine Klasse und zu Einer Gattung gehören: nennt man diese ganze Klasse Empfindungen, wie ich gethan habe, so ist auch die Begierde eine Art der Empfindung; und sie mit allen, was wir gewöhnlich Empfindungen nennen, in Eine Klasse zu setzen, dazu berechtigen mich folgende Gründe. 1) Verhalten wir uns eben so leidend dabey, wie

bey jenen allen: die Begierde nach einer Sache ist eben so wenig ein Werk des Vorsatzes, als Zorn oder Aerger über etwas. 2) Entsteht sie allemal aus einer Idee und gehört also zu der Gattung, die ich innere Empfindungen nenne. 3) Erfolgt sie oft aus einem falschen Reize, wenn Schärfe oder eine andere Beschaffenheit der Säfte so auf die Nerven wirkt, daß in den Lebensgeistern die Bewegung erfolgt, die zur Begierde gehört. Was alle Merkmale der Empfindung hat, muß auch eine seyn: noch mehr werden diese Gründe aus der genauern Zergliederung der Begierde einleuchten.

Worinne die Veränderung besteht, die bey der Begierde in unsern Nerven geschieht, und die sich zuweilen bey hohem Grade auch bis auf das Blut erstreckt, ist ungemein schwer zu bestimmen: so viel läßt sich schließen, daß es vorzüglich ein vermehrter Zufluß der Lebensgeister nach den Muskeln seyn muß, die sie reizt und mehr zur Bewegung geneigt macht, (disponirt) als ihnen eine bestimmte Bewegung mit-

theilt: wer etwas heftig verlangt, strebt gewöhnlich mit Arm und Brust vorwärts, er zappelt mit den Füßen, wie man es nennt, schlägt die Kniee zusammen, sein Gesicht grimassirt, und ich entsinne mich noch aus meinen Knabenjahren, daß ich mich, wenn ich etwas sehnlich verlangte, das zu lange verzögerte, vor Ungeduld hätte wälzen mögen: es ist möglich, daß auch bey schwächern Begierden ein solcher unbestimmter Reiz in den Muskeln geschieht. Auch wird dieses dadurch noch wahrscheinlicher, weil die Begierde die Determination zur Handlung, der Uebergang vom leidenden Zustande zum thuenden ist: es muß also dabey in den Werkzeugen der Thätigkeit etwas vorgehn, das sie zum Handeln vorbereitet, und der Knabe, der nach etwas Gutschmeckendem verlangt, schluckt und kaut daher schon, als wenn er es genösse. Besonders bey dem Verlangen nach einem sinnlichen Genusse läßt sich leicht die Bemerkung machen, daß eine Veränderung in dem Theile des Leibes geschieht, der dabey gebraucht wird: der Hunger zieht die Nerven der Gedärme zu-

sammen, daß sie die Luft darinne hin und her treiben, welches sich zuweilen durch ein vernehmliches Knurren des Bauchs verräth.

Erreicht eine Begierde einen merklich hohen Grad der Stärke, oder wird sie so herrschend, daß sie alle andere unterdrückt, ausschließt, sich dienstbar macht, so nennen wir es einen Geiz, eine **Sucht**, und schreiben alsdann dem Menschen **Ehrgeiz**, **Ruhmsucht**, u. s. w. zu: wird eine Begierde **habituell**, so heißt sie eine **Neigung**.

Der eigentliche letzte Gegenstand unsrer Begierde sind Ideen und Empfindungen, und wir begehren alle Dinge außer und in uns, nur in sofern sie uns eins von jenen beiden verschaffen. Wer keinen Begriff vom Gelde, vom Range, von der Ehre hat, verlangt nicht danach, eben so wenig als einer, den sein Zustand unfähig macht, ihre eingebildeten oder wahren Annehmlichkeiten zu genießen. Der Grönländer wünscht sich die Reinlichkeit und Nettigkeit nicht, die in einem europäischen Zimmer herrscht, der Geldwechsler will keine alte ver-

schimmelte Münzen, die der Münzliebhaber so eifrig sucht, der Bauer nicht die Leckereyen einer guten Küche; denn der Eine hat in allen diesen Fällen keinen Begriff von der Sache, die der Andere schätzt. — In der Krankheit, bey siechem Körper, in der Betrübniß und jedem niederdrückenden Zustande schweigt unsere Begierde, weil unsere erschlaften Organe weder lebhafte Vorstellungen noch lebhafte Empfindungen zulassen; und eine frostige Imagination und ein kaltes Temperament sind daher mit schwachen Begierden verbunden; der Flegmatiker, der Faule wünscht nichts in der Welt als jederzeit so viel Raum, daß er ungestört und bequem liegen kann, und bey dem Amerikaner sind der Liebe zur Ruhe alle Begierden so sehr untergeordnet, daß er zwey bis drey Tage auf seinen kreuzweis gelegten Beinen sitzen bleibt, ohne zu essen und zu trinken. Hingegen der Verrückte begehrt viel und heftig, weil seine Gedanken und Empfindungen äußerst lebhaft sind, schnell und mannichfaltig mit einander abwechseln: die Einbildung, daß er König ist, oder daß ein Pa-

last ihm gehört, macht ihm so viel und vielleicht mehr Vergnügen als Andern der wirkliche Besitz, und er begehrt daher eingebildete Ehre, eingebildete Macht, eingebildeten Reichthum so sehr als Andere den wirklichen: die menschliche Begierde kann sich folglich sehr wohl auf bloße Vorstellungen ohne wirkliche Gegenstände richten, aber niemals auf wirkliche Gegenstände, von denen wir keine Vorstellungen und Empfindungen empfangen. Ließe sich daher der Fall denken, daß ein Mensch aus aller äußern Verbindung mit den Menschen und der ganzen sinnlichen Welt gerissen würde, so hätte er darum noch immer Begierden, wenn ihm nur eine hinlängliche Anzahl lebhafter Vorstellungen und Empfindungen übrig blieben: so mag es sich mit den Einsiedlern und andern Personen verhalten, die der Welt ganz abgestorben sind: in ihrer Seele herrschen nichts als die Ideen vom Himmel, von Gott, der Seligkeit und dem Glauben, aber mit solcher Lebhaftigkeit, daß diese idealen Gegenstände das Spiel der Empfindungen so sehr unterhalten, als bey

andern Menschen die sinnlichen, und daß sie daher nach der Vereinigung mit Gott, nach dem Anschauen Gottes und andern Belohnungen des Glaubens so sehr verlangen, so viele Sehnsucht danach fühlen, als der Ehrgeizige, der Verliebte und andere Kinder dieser Welt nach den zeitlichen Gütern und Vergnügen.

Selbst die Ideen sind, genau genommen, nicht der letzte Zweck unsrer Begierde, sondern nur in so fern sie Mittel zur Empfindung sind: Vorstellungen, die mit keiner angenehmen, oder gar mit einer unangenehmen Empfindung Gemeinschaft haben, erregen niemals unsere Begierde, und noch weniger solche, die uns gar nichts zu empfinden geben. Ein Blatt Papier, worauf Zahlen stehen, ist uns gleichgültig: hingegen ein Mathematiker, ein Rechenmeister greift mit sichtbarer Begierde danach, wo sie es finden, weil sich bey einem Jeden auf eine besondere Art mit den Zahlen angenehme Empfindungen verknüpft haben, die allemal dunkel erwachen, so oft sie Zahlen sehn, und

so geht es dem Dichter mit Versen, dem Tonkünstler mit Noten, und jedem Andern mit seinen Lieblingsideen.

So oft sich eine angenehme Empfindung mit etwas verbindet, so gefällt es uns; und das Gefallen und Mißfallen muß daher die Bedingung seyn, unter welcher wir etwas begehren, wünschen, verlangen, oder verabscheuen, fliehen, meiden, das heißt mit andern Worten, um etwas zu begehren, müssen wir es unter eine von den zehn Rubriken bringen können, die wir im vorhergehenden Artikel angaben, und es also für schön, nützlich, rühmlich, u. s. w. halten.

Allein die Menschen gehn in ihren Begriffen vom Schönen, Guten, Nützlichen und den übrigen gefallenden Dingen sehr von einander ab, und keiner kann sich so gleich bleiben, daß nicht Laune, Affekt, Partheilichkeit, zufällige Veränderungen der Denkungsart auf sein Gefallen und Mißfallen Einfluß haben sollten: auch zwingen ihn die Umstände oft, heute etwas für nützlich zu erkennen, was es morgen nicht ist: die Men-

schen müssen also in ihren Begierden nicht nur einer dem andern, sondern auch Jeder sich selbst vielfältig widersprechen: der Eine strebt mit dem größten Eifer nach Dingen, die der Andere keines Schrittes werth achtet, und mancher wünscht sich heute mit der unruhigsten Sehnsucht, was ihm morgen, in einem Jahre oder in vielen Gleichgültigkeit, vielleicht gar Widerwillen verursacht. Jeder begehrt und verabscheut also nur, was ihm nach Maasgabe seines Charakters in jedem Zeitpunkte gefällt oder mißfällt.

Nicht alle Menschen haben einerley Umfang der Ideen: der niedrige Arme lernt viele Bequemlichkeiten, Ehrenbezeugungen, Ergötzlichkeiten zeitlebens nicht kennen, die dem vornehmen Reichen von seinen ersten Jahren an unentbehrlich sind: nicht alle Menschen haben eine gleich große Anzahl und Mannichfaltigkeit der Verknüpfung zwischen ihren Ideen und Empfindungen: aus diesem doppelten Grunde fließt die bekannte Bemerkung, daß sich die Menschen in der Zahl

der Begierden sehr von einander unterscheiden.“

Nicht alle Menschen haben einerley Art der Ideen, und nicht bey Allen hat sich die angenehme Empfindung mit einerley Art von Dingen verbunden: der Eine hat nur Hunde und Pferde, der Andere nur alte Münzen im Kopfe, und Jedem von Beiden gefällt, was der Andere nicht achtet: „nicht alle Menschen können also einerley Art der Begierden haben.“

Nicht alle Menschen haben von Natur eine gleiche Lebhaftigkeit der Imagination und Empfindung; nicht alle einen gleichen Grad von Geistesstärke, den sinnlichen Eindrücken zu widerstehen; nicht alle einen gleich großen Vorrath von Grundsätzen der Moral, der Religion, der Ehre, der Klugheit, die den sinnlichen Antrieben das Gleichgewicht halten; nicht alle eine gleich große Beurtheilung und gleiche Fertigkeit, ihre Grundsätze auf jeden Fall anzuwenden; nicht alle einen gleich weiten Blick des Geistes, um jede Sache mit allen ihren Folgen und Nebenumständen zu

übersehen: „jeder Mensch hat daher einen eigenen Grad der Begierde; bey Einem ist sie ungestüm, heftig, unbezwingbar, bey dem Andern lebhaft, aber biegsam, gemäßigt, lenkbar, bey einem Dritten schwach, unterdrückt.“

Um alle hier mögliche Verschiedenheiten anzugeben, müßte man alle Verschiedenheiten des Temperaments, der Organisation, der natürlichen Fähigkeiten, der Fertigkeiten, der Erziehung und aller Umstände durchgehen, die auf den Charakter Einfluß haben: wir begnügen uns mit den allgemeinen Folgerungen, „daß ein Mensch desto weniger Arten der Begierde hat, je schwächer sein Kopf ist, daß sie aber desto ungestümer und unlenksamer seyn müssen, je lebhafter er denkt und empfindet, und je mehr es ihm an Beurtheilung und Verstande fehlt; daß der größte Kopf, bey dem sich Empfindung, Imagination, Verstand und Beurtheilung das Gleichgewicht halten, die meisten, mannichfaltigsten, lebhaftesten, aber auch lenksamsten Begierden haben muß.“

Die Glücksumstände, Schwierigkeiten, Hindernisse, Gefahren, Beschwerlichkeiten, der Zwang der Gesetze oder der Regierungsform sind wegen ihres Einflusses auf unsere ganze Empfindung, und besonders auf unsere Begierde sehr beträchtlich, aber von so verschiedener Wirkung, daß sie sich unmöglich im Allgemeinen genau bestimmen läßt, weil sie von so vielen Nebenumständen Veränderung leiden kann. Einem Menschen von diesem Charakter raubt Zwang und Armuth alle Wünsche, alles Bestreben, einen von entgegengesetztem Charakter machen sie thätig, wirksam, voller Entwürfe und Aussichten: den Einen schlägt die Schwierigkeit nieder, den Andern macht sie so beharrlich, daß jedes Hinderniß sein Verlangen mehr zu entflammen scheint: das feurige Roß zerreißt die Fesseln, die es an die Krippe binden, zerbricht die Schranken oder setzt darüber hinweg, furchtsame Schafe hingegen drücken sich zusammen und lassen sich ohne Widerstand in die Hürde einschließen. Die äußerste Freiheit und der äußerste Zwang erschlafft unsere Begierde gleich sehr, und beide bringen

die Menschen zeitig dahin, daß sie aufhören zu wünschen.

Begierde und Verabscheuung sind nicht allemal in gleichem Verhältnisse beysammen, wachsen und vermindern sich nicht allemal in gleichem Verhältnisse. Mancher Mensch von lebhaftem Charakter verabscheut im Zorne stark und heftig, aber ohne rachgierig dabey zu seyn, und eben darum, weil Andere äußerst habsüchtig sind, verabscheuen sie nichts, als was ihrer Habsucht im Wege steht.

Je mehr Arten der Begierde Jemand hat, destoweniger Dinge giebt es für ihn, die er verabscheut; denn es gefallen ihm alsdann mehr Gegenstände als ihm mißfallen. Auch brauchen wir mit jeder Erweiterung unsrer Begierde mehr Mittel zur Befriedigung, und die stärksten Verabscheuungen, die uns Moral oder Erziehung mitgetheilt hat, schwächen oder verlieren sich dann mehr und mehr. Der Ehrgeizige opfert seinen Absichten allen Groll und Feindschaft gegen Personen auf, die ihm helfen können, und

Mancher haßt die Schmeicheley weniger, nachdem er reich wurde, als da er arm war.

Den Mangel einer Sache verabscheuen wir nicht so sehr, als wir sie uns wünschen, aber wohl ihr Gegentheil: jedermann wünscht reicher zu seyn, als er ist, aber ganz arm zu werden, kann sich niemand ohne den höchsten Widerwillen denken.

Wie manche Menschen so einseitig sind, daß ihnen alles ausschließend gefällt, so sind sie es auch mit ihren Begierden: was nicht mit dem Gegenstande ihres Bestrebens in Verbindung steht, das würdigen sie keiner Aufmerksamkeit, oder verachten es gar: so findet man selten einen Gelehrten, der nicht von allem verächtlich spricht, was nicht in sein Fach gehört, und der sich um etwas bekümmert, was außer demselben liegt. Man kann gleichwohl behaupten, daß sich in diesem Stücke alle Menschen nur durch das mehr oder weniger unterscheiden: die Natur hat uns zu unserm Vortheile so eingerichtet, daß sich unser Verlangen immer nur auf Eine

Art von Gegenständen heftet, und daß uns alle übrige gleichgültig sind. Wie klein ist der Umfang unser Wünsche im Knabenalter, wie sehr erweitert er sich im jugendlichen und männlichen! Wie klein ist er bey dem Armen, der sich sein Brod mühsam erwerben muß, wie groß bey dem mächtigen Reichen, den Ehrsucht, Geldbegierde, Prachtliebe quält! Wie klein bey dem Grönländer, dem Lappen, den Bewohnern Sibiriens, wie groß bey dem Europäer! Wie eingeschränkt ist das Bestreben nach Kenntnissen bey dem mittelmäßigen Kopfe, der nur um des Brods willen studirt, wie unendlich bey dem großen Genie, das gern alle vergangene und gegenwärtige Dinge vereinigte, mit einem Blick überschaute und Welten in seiner Seele bauen möchte! Jeder hat sein eigenes Ziel, es sey Brod, Ehre, Ruhm, Gewalt oder Vergnügen, Jeder seinen eignen Weg, der ihn dahin führen soll, und alle andere Nebenwege sind für ihn keiner Aufmerksamkeit werth, oder er wundert sich wohl gar, wie jemand auf eine andere Art zu etwas gelangen will als er.

Diese herrschende Begierde eines Menschen nennen wir gewöhnlich seine Leidenschaft, sein Steckenpferd, seine Puppe: Jeder hält sie wie seinen Liebling, dem niemand etwas zu Leide thun darf: wer sich nur von fern merken läßt, daß er eine weniger günstige Meinung davon hat, der beleidigt schon, und verräth er gar eine nachtheilige, so wird er verachtet, verlacht, bedauert oder gehaßt. Man lasse einen Liebhaber der Jagd, oder einen Offizier merken, daß man ihre Beschäftigungen gering schäzt; und man hat ihre Gunst verloren: der Geldwechsler lacht über den Philosophen, der ihn bedauert, daß er nur nach äußerlichen Gütern strebt und die innern Vollkommenheiten darüber versäumt, und der stolze Schwärmer verachtet Alle, die über ihn spotten, daß er nur nach dem trachtet, was droben ist.

Alles im Menschen schmeichelt diesem Götzen, alles nimmt von ihm die Farbe an: ein passionirter Soldat will alles militarisch haben: Schauspiel, Tanz, Musik, Kleidung muß sich dem militarischen nähern,

wenn es ihm gefallen soll: nichts scheint ihm nützlich, schön, erheblich, was keine Verbindung mit dem Soldatenwesen hat.

Alle Gedanken, Empfindungen, Neigungen, die sich mit der herrschenden Leidenschaft nicht vertragen, ihr widersprechen oder nur sehr unähnlich sind, müssen vor ihr weichen: wie Aarons Schlange, sagt Pope, verschlingt sie alle übrige: am stärksten geschieht es bey eingeschränkten Köpfen, die zwar lebhaft denken und empfinden, aber keinen weit umfassenden Blick haben. Wie manche Personen keinen Menschen dulden, der nicht so glaubt wie sie, eben so unduldsam werden Andere mit ihren Neigungen: man muß den Personen oder Dingen gram seyn, die das Unglück haben, ihnen zu mißfallen, und alles lieben, was sie mit ihrer Zuneigung beehren, oder man findet keine Gnade vor ihnen: extra ecclesiam nulla salus.

Wie Jeder seine Lieblingsneigungen hat, so hat er auch seine Lieblingsantipathien, wenn man so sagen darf: gewisse Sa-

chen und Personen sind ihm zuwider und bleiben es, er mag sich sagen, was er will. In der ganzen menschlichen Natur ist kein Artikel, wo sich so viele Seltsamkeiten finden als in diesem: besonders liefern uns die Leben der Gelehrten sehr komische Beyspiele dieser Art, die freilich meistens nur zur Belustigung erfunden seyn mögen. Aus dem Thierreiche sind gewöhnlich Spinnen, Mäuse, Fledermäuse und Raupen der Abscheu der Frauenzimmer: es giebt viele Mannspersonen, die den Katzen feind sind, und äußerst wenige Frauenzimmer, die diesen Thieren nicht gewogen sind. Pferde, Hunde und Vögel besitzen die Gunst beider Geschlechter fast allgemein, wenigstens findet man keinen Menschen, dem sie zuwider sind, obgleich Viele, die sie weder lieben noch hassen. Gäbe sich jemand die Mühe, ein Verzeichniß von den Speisen zu machen, die bey jedem Volke oder bey jedem Menschen in vorzüglicher Achtung stehn, so würde man die größten Verschiedenheiten des Geschmacks bemerken und sich wundern, wie bey dem Engländer der Rostbeaf, bey dem Nieder-

sachsen das Pökelfleisch, bey dem Westphälinger der Pumpernickel, hier der Pudding, dort die Wurst und die geräucherte Gans in so vorzügliche Achtung gekommen sind: man würde sich wundern, warum Magliabechi die Eier so liebte, daß er in seinem Leben nichts anders gegessen haben soll, wovon seine hinterlassene Bibliothek ein Beweis ist; denn da er die Bücher statt der Teller gebrauchte, so ist fast jedes mit Ueberresten von seinem Lieblingsgerichte beschmiert. Noch mehr muß man sich wundern, daß der Kapelan eines englischen Lords allemal Uebelkeit bekam, wenn er ein gewisses Kapitel aus dem Propheten Jesaias und einen Vers aus den Büchern der Könige hörte, *) oder daß Jemand nach einer Krankheit gegen das Brod einen solchen Abscheu hatte, der ihm nicht erlaubte, es zu sehn, noch davon reden zu hören, und noch viel weniger, es zu essen. **)

So seltsam diese und andere Beyspiele scheinen mögen, so läßt sich doch von den

*) Ioubert des erreurs populaires.
**) Ebendas.

meisten ein hinreichender Grund angeben; doch ist gewöhnlich mehr als einer dabey wirksam, wie bey allen Dingen im Menschen. Wirken die Gegenstände unserer Zuneigung oder Abneigung auf Sinne und Imagination, so ist es das Angenehme oder Unangenehme ihres Eindrucks auf uns, das uns für oder wider sie einnimmt; und da eine Sache nicht eben denselben Eindruck auf alle Menschen machen kann, weil nicht alle eben dieselbe Organisation und eben dieselben angenommenen Begriffe haben, so ist es ganz natürlich, daß wir in unsern Antipathien so sehr von einander abgehn, und daß ich vielleicht etwas liebe, vor dem mein Nachbar flieht. Schon die Stärke des Eindrucks auf unsre Sinne kann uns etwas widrig machen, weil alles, auch das Angenehmste, wenn es unsre Organe zu sehr angreift, sich dem Schmerze nähert: es ist daher sehr begreiflich, wie manche starkriechende Blumen den meisten Menschen von feiner Organisation mißfallen, besonders in einer Stube, und wie manche, sonst gutriechende Sachen vielen Menschen zuwider sind, wo-

hin vorzüglich der Bisam gehört. Sehr süße Gerüche, wie man an einigen Blumen findet, und sehr saure mißfallen fast allgemein: eben so wenig kann Jemand sehr helle scharfe Töne vertragen, besonders wenn sie auf eine einförmige Art oft hinter einander wiederholt werden: das Schreien einer ungeschmierten Thüre, die oft auf- und zugemacht wird, das Hämmern auf einem hellklingenden Metalle, hohe Töne auf einer Geige, wenn der Bogenstrich nicht mit der gehörigen Mäßigung und Festigkeit geschieht, wie das bey Anfängern der Fall ist, beleidigen jedes Ohr: die gewöhnliche Folge bey manchen Personen ist, daß sie Zahnweh von solchen schneidenden Tönen bekommen. Nicht anders verhält es sich mit gewissen sehr hellen Farben oder mit der Berührung fetter und weicher Dinge: Niemand wird leicht ohne einigen Ekel die Hand in fetten Rahm stecken, und die Empfindung ist niemals angenehm, wenn man sehr fleischige weiche Hände alter Leute berührt, die eine klebrige Ausdünstung haben.

Eben so viel, und gewöhnlich noch mehr als auf die physische Wirkung, kommt dabey auf die Vorstellungen und Empfindungen an, die sich mit den sinnlichen Eindrücken gewisser Dinge verknüpft haben. Der Geruch des Roßmarins war mir einmal sehr zuwider, weil ich ihn in meiner Jugend oft bey Leichen gesehn hatte, und bey sehr leidenschaftlichen Menschen geht ein Theil der Antipathie zuweilen auf Alle über, die den Namen eines Feindes führen, der ihnen eine ausgezeichnete Beleidigung anthat: Romeo haßte alle Männer, die Kapello hießen. Alles, was mit einer verhaßten Sache oder Person in naher oder entfernter Verbindung steht, muß einen Theil des Hasses auf sich laden. Um sich die Antipathien eines Menschen zu erklären, muß man seine Vorurtheile kennen.

Auch die natürliche Abneigung gegen manche Thiere und Menschen will man einer geheimen physischen Wirkung zuschreiben: gewöhnlich sucht man die Ursache in der Ausdünstung, und man ging so weit, daß man sehr beliebte Menschen Haken ausdünsten

ließ, die sich, ich weis nicht wo, bey Jedermann einhängen sollten, und widrige Leute mußten Spieße ausdünsten, die Jeden stachen, der ihnen zu nahe kam. Es ist nicht nöthig, die Ursache so weit herzuholen: Figur, Betragen, Mine, Gestalt, Blick sind schon hinreichend, für oder wider Jemand allgemein einzunehmen. Wir sind gewohnt, uns bey jedem Zuge des Gesichts, jeder Bildung, jeder Bewegung, und überhaupt bey allem Aeußerlichen des Menschen eine Eigenschaft der Seele zu denken, und glauben daher, daß ein Mensch, der plump gebildet ist und sich plump bewegt, auch einen ungebildeten Geist und Mangel an allen Annehmlichkeiten haben müsse. Hat ein Mensch in seiner Bildung und Bewegung alles, was große, besonders angenehme Eigenschaften des Herzens und des Kopfs ankündigt, so ist es kein Wunder, wenn er allgemein einnimmt, und wenn Jemand, dessen Aeußeres das Gegentheil von allem diesen ausdrückt, nichts als Abneigung findet. Wir handeln hierin nach einer Art von Instinkt, der uns aber vielfältig hinter-

geht, weil wir in der ganzen Physiognomik nicht blos der Natur, sondern noch mehr gewissen angenommenen Begriffen, unsern Leidenschaften und den Aussprüchen unsers persönlichen Geschmacks folgen, so oft wir über das Aeußere eines Menschen urtheilen: fast Jedermann hat sein eignes physiognomisches Alfabet, wonach er das Thun und Wesen Anderer entziffert, und wenn wir gleich Alle in der Deutung gewisser Dinge übereinstimmen, so gehn wir doch gewiß sehr in der Bestimmung des Gefallenden und Mißfallenden von einander ab. Wir kommen vielleicht Alle überein, daß dieser Blick, diese Miene, diese Art der Bewegung einen lebhaften Geist anzeigen: aber eben darum kann er einem tölpischen plumpen Menschen mißfallen und folglich Abneigung gegen sich bey ihm erregen. Unsre Eigenliebe gebietet meistens, wo nicht allemal, unserm Herzen Neigung oder Abneigung, so oft wir einen Menschen erblicken: sie verlangt, daß er uns nicht demüthigen und uns ähnlich seyn soll, um unsre Zuneigung zu gewinnen: außerdem ertragen oder bewundern wir ihn

nur. Am allgemeinsten und sichersten nähme daher ein Mensch für sich ein, wenn sein Aeußerliches bey vielen Eigenschaften, die wir bewundern, noch mehr Bescheidenheit, Güte des Herzens und Schätzung Andrer ausdrückte; und er setzte sich gewiß in allgemeine Mißgunst, wenn er, auch bey den größten Eigenschaften, eine zu hohe Meinung von sich, und Geringschätzung Andrer in seinem Aeußern verriethe.

Gleichwohl kann neben diesem sinnlichen Eindrucke eines Menschen auf uns immer auch eine physische Wirkung statt finden, ob ich sie schon der gewöhnlichen unmerklichen Ausdünstung nicht zuschreiben mag. Wir haben viele Arten Luft und Feuer, und außer diesen noch eine Menge andere Principien in uns, wovon wir keine Kenntniß und keinen Begriff haben, und die gleichwohl noch wirksamer sind als jene: schon unter denen, die wir kennen, sind einige sehr wirksame, z. B. magnetische und elektrische Materie, wovon jeder menschliche Körper eine gewisse Quantität enthält, dieser eine größere, je-

ner eine kleinere. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß diese und andere noch wirksamere, uns unbekannte Principien aus einem Körper in den andern durch die Luft wirken und gewisse Phänomene veranlassen, die wir moralischen Ursachen zuschreiben oder gar nicht erklären können: die Luft ist ein bequemer Weg der Mittheilung, weil auch sie ähnliche Principien enthält, worauf jene wirken müssen. Die Entdeckung eines thierischen Magnetismus hat viel Aufsehn gemacht, seitdem Herr Mesmer mit seinen Kunststücken aufgetreten ist, und wenn gleich die Scharlatanerie eine Rolle dabey gespielt hätte, so läßt sich doch die Sache nicht läugnen, die er dadurch beweisen wollte, nämlich daß es in den menschlichen Körpern Principien giebt, die aus einem in den andern durch die Luft wirken können, und daß eins davon entweder wirkliche magnetische Materie ist, oder auf eine ähnliche Art wirkt. Dieses angenommen, muß auf einem solchen Wege Neigung und Abneigung zwischen zwey Menschen entstehen können, freilich nicht unmittelbar, sondern dadurch, daß

der Körper des Einen auf den andern Eindrücke macht, woraus angenehme oder unangenehme Empfindungen erfolgen: vorzüglich herrscht in der menschlichen Natur ein Etwas, das die beiden Geschlechter anziehend für einander macht, und das am stärksten durch den Blick wirkt. Der Grund davon liegt nicht blos in der Beschaffenheit des Auges, die weiter keine Verschiedenheit verursachen kann, als daß die Lichtstrahlen von diesem Auge anders und in einer größern Menge in das meinige zurückgeworfen werden als von jenem. Daraus erfolgt höchstens so viel, daß ein helles Auge einen angenehmern und stärkern Eindruck auf meine Sehnerven, und durch sie auf meine Imagination macht als ein trübes wäßriges: die Wirkung von einem schwarzen kann eben so stark seyn als von einem heller gefärbten, aber sie ist weniger angenehm. Allein ein solcher schwacher, mehr oder weniger starker, mehr oder weniger angenehmer Eindruck ist nicht hinreichend, Neigung oder Abneigung zu erwecken: es giebt in der Natur eine Menge Dinge, die eben so viele Strahlen

und auf eine eben so angenehme Art zurück-werfen als ein schönes Auge, und gleichwohl erwecken sie weiter nichts als Gefallen, und höchstens Freude. Es muß also in der Zusammensetzung des menschlichen Auges noch ein Etwas seyn, wodurch unser Geist wirkt, und diese äußerst feine feuerartige Materie kann nur in den Nerven des Auges ihren Sitz haben. Ich denke mir von den Augen des einen Menschen bis zu des Andern seinen eine Säule Luft, die mit ähnlichen Principien beschwängert ist, ob sie gleich weniger entwickelt seyn mögen: unser Geist wirkt durch die Seelenorgane auf jene Materie in den Nerven des Auges, diese pflanzt die Wirkung von dem Auge des Menschen, der mich betrachtet, durch die Luftsäule zwischen unsern beiden Augen bis zu meinen fort: in meinen Gesichtsnerven trifft sie ein ähnliche Materie an, die jene Wirkung empfängt und durch den gewöhnlichen Weg bis zu meiner Seele fortsetzt, wo eine solche Bewegung zur Empfindung wird. Wer also mehr von dieser magnetischen oder elektrischen Materie, oder wie man sie sonst nennen will, in

seinen Nerven hat, dessen Augen müssen eine stärkere Wirkung thun und leichter eine annehmen: hat er zu viel, wie dieses der Fall bey stieren wilden Augen seyn kann, so wird ihre Wirkung zu heftig, und folglich unangenehm.

Neigung oder Abneigung zwischen Menschen entsteht also theils durch die physische Wirkung des Blicks, und vielleicht thut auch die unmerkliche Ausdünstung etwas dabey, in so fern feine Feuertheilchen oder andre mit ihr aus dem Körper ausfließen und ohne unser Bewußtseyn auf die Nerven des Geruchs und Gefühls wirken: theils entsteht sie aus dem Eindrucke des ganzen Aeußerlichen am Menschen auf unsre Imagination, die sich sogleich bey Miene, Bewegung und allem übrigen gefallende oder mißfallende innere Eigenschaften denkt. Alle diese Umstände mögen auch für oder wider Thiere einnehmen: die unangenehme Mißgestalt der Kröte, ihr schleppender Gang und eine dunkle Besorgniß von eingebildeter oder halb wahrer Schädlichkeit macht sie allgemein widrig. Die bloße Vorstellung, daß eine

Spinne oder ein rauches kriechendes Thier, wie eine Raupe, ins Gesicht oder in den Busen fallen könnte, macht sie den meisten Frauenzimmern verhaßt: den Mäusen sind wir vielleicht darum nicht gewogen, weil sie uns durch ihr geschwindes unvermuthetes Laufen leicht erschrecken, wenigstens ist dieses bey mir die einzige Ursache, warum ich in keinem guten Vernehmen mit ihnen stehe. Am unerklärbarsten ist die Abneigung mancher Mannspersonen gegen die Katzen: ich leide sie aus dem natürlichen Grunde nicht gern, weil sie in der besten Laune leicht kratzen und sogar ihre Gewogenheit auf diese wehthuende Manier ausdrücken, oder auch weil sie gleich auf den Schooß springen, ihre Haare auf die Kleider fallen lassen und mir mit einer Vertraulichkeit begegnen, die mir nicht gefällt. Aber vor ihnen zu fliehen, sich zu fürchten, und sogar eine Angst zu fühlen, wenn eine im Zimmer ist, noch ehe man weis, daß sie so nahe ist, das gehört für mich unter die Sonderbarkeiten der menschlichen Natur. Bey Manchen mag diese Antipathie, wie viele andere, aus falscher Nachah-

mung angesehener Personen, oft nur aus Liebe zum Sonderbaren entstanden seyn: überhaupt thut die Unterscheidungssucht sehr viel dabey, auch die Einbildung, sich durch solche übertriebene Abneigungen in den Ruf einer vorzüglich feinen Empfindung zu setzen. Ich thue Verzicht darauf, die Feindschaft gegen die Katzen aus andern physischen oder moralischen Gründen zu erklären: gleichwohl hab ich Beyspiele davon gesehn.

Alle diese Ursachen und ihre Folgen sind am meisten in einem gewissen Zustande bemerkbar, den ich in diesem Werke oft Beweglichkeit der Nerven genannt habe: er besteht vorzüglich darin, daß unsere Nerven an ihren beiden Enden mit einer übertriebenen Leichtigkeit Eindrücke annehmen, daß daher Empfindungen und folglich auch Ideen mit ungemeiner Geschwindigkeit hinter einander abwechseln, und daß alle Eindrücke, die auf unsre Nerven von außen und in uns geschehen, ungewöhnlich stark sind: auch eingebildete Sensationen finden sich nicht selten dabey. Noch vor einigen Jahren, als ich die ersten Bogen dieses zweiten Ban-

des schrieb, *) befand ich mich in einem solchen Zustande ohne meine Schuld, aus Ursachen, die ich nicht verhüten konnte, und ich erfuhr damals, wie sehr er die Antipathien erhöht und vermehrt: ihre Anzahl wuchs fast mit jedem Tage. Itzt nach einer Reise von siebzig Meilen, einem zweyjährigen Aufenthalt in einer andern Luft, und nach einer Rückreise von eben so vielen Meilen weis ich von ihnen allen nichts mehr: was mir itzt blos mißfällt, brachte mich damals auf; Personen, die mir itzt erträglich sind, waren mir damals lästig, und Dinge, die ich itzt von der lächerlichen Seite betrachte, waren mir damals ärgerlich. Der Geruch des Sauerkrauts, das mir in dieser unangenehmen Epoke sehr zuwider war, wie ich in den ersten Bogen dieses Bandes gesagt habe, **) hat itzt nichts widriges mehr für mich, und der Geschmack davon, den ich damals nicht ertragen konnte, ist mir itzt beynah angenehm.

*) Die erste Hälfte dieses Bandes wurde im Herbste 1781 geschrieben, und der Verfasser mußte die Arbeit abbrechen, um eine Reise zu seiner Gesundheit zu thun.

**) S. 17.

Es ist mir dadurch begreiflich worden, wie Personen, die von Natur mit einer solchen Disposition der Nerven geplagt sind, so viele und so seltsame Antipathien haben können: kommen überdieß durch Erziehung und Umgang noch viele Vorurtheile hinzu, so kann man sagen, daß ein solcher Mensch eigentlich aus Antipathien jeder Art zusammengesetzt ist.

Man hat sich viele Mühe gegeben, das stärkste unter allen Arten des Verlangens, das Heimweh, zu erklären, wodurch besonders die Schweizer bekannt sind: unter allen physischen und moralischen Ursachen, denen man es zuschrieb, scheint mir keine so natürlich, als daß es den Leuten, die eine solche Krankheit hatten oder gar daran starben, nach ihrer Art nicht wohlgehn mußte. Man setze einen Menschen, wohin man will, wofern nur sein neuer Aufenthalt nicht schlechter ist als der vorige; man gebe ihm die Nahrung, die Freiheit, die Beschäftigung und das Vergnügen, wie er alles dieses von Jugend auf gewohnt ist, und er bekommt gewiß kein Heimweh, wenn kein Arzt es ihm macht. Das gemeine Volk ist einem solchen

Verlangen am wenigsten ausgesetzt, weil es zu seiner Zufriedenheit nichts mehr braucht, als was es von Jugend auf gewohnt ist; und in einem so armen Lande, wie die Schweiz, kann es keinen so hohen Grad des Wohlseyns haben, daß es ihn nirgends wiederfinden sollte. Aber man treibe einen Menschen, er sey Schweizer, Teutscher, Franzose, aus einem Dorfe, wo er täglich seinen Bauch voll aß, ländliches Vergnügen und ländliche Freiheit genoß, und versetze ihn in die schönste Kaserne, die auf der Erde ist, gebe ihm geringe Kost, wenig Vergnügen, wenigstens keins von denen, die er gewohnt ist, und er wird unter Menschen, die er nicht von Jugend auf kennt, bey einer ungewohnten eingeschränkten Lebensart sehr bald aus der schönen Kaserne zu seinen Bäumen, Kühen, Jugendfreunden, seiner schlechten, aber reichlichen Kost, zu seinen gewohnten Ergötzlichkeiten und Beschäftigungen sich zurück wünschen. Anfangs wird er traurig herumschleichen, weil ihm alles Gewohnte fehlt; ist er von heftigem Temperamente, so wird er melancholisch und kann vor Gram sterben, wie

dieses geschehn ist. In einer solchen Laune darf ihn eine Kleinigkeit, etwa ein Lied, wonach er sonst tanzte, sehr lebhaft an das Vergnügen erinnern, das er ehmals genoß und itzt mit Schmerzen entbehren muß; und er kann sich nicht mehr halten: er muß in sein ehmaliges Leben zurück, oder er vergeht vor Unruh und Kummer. Wir Alle fühlen etwas ähnliches, wenn wir an einem Orte sind, wo es uns, einem jeden nach seiner Art, nicht gefällt: wir verlangen an den Ort zurück, den wir gewohnt sind, und können wir unsern Wunsch nicht befriedigen, so werden wir mißvergnügt, traurig und wohl gar krank, wenn wir nicht Stärke des Geistes gnug besitzen, um uns zu fassen. Auch ohne Schweizer zu seyn, erfährt Jedermann ein solches Schicksal; und man hat vermuthlich dieser Nation das Heimweh nur darum als etwas eignes zugeschrieben, weil von keiner andern so viele Menschen zu auswärtigen Kriegsdiensten gezwungen und in ein andres Land versetzt wurden. Ich habe Schweizer gesehn, die in keinen glänzenden Umständen waren und doch mißvergnügt wurden, als

sie eine große teutsche Stadt mit einem kleinen stillen Schweizerstädtchen vertauschen sollten.

Widerwille, Haß.

Man haßt Jemand, der uns einen Schaden zugefügt hat, oder von dem wir einen befürchten, doch nur alsdann, wenn der Schade nach unsern Begriffen und Umständen für uns sehr wichtig ist. Der Haß gründet sich also entweder auf Furcht oder Rachbegierde: bey heftigen Temperamenten hat er die Wirkungen des Zorns, bey schwächern wird er leicht zum Aerger. In diesem letzten Falle befand sich eine Frau, von welcher Tissot erzählt, *) daß sie den Namen eines Frauenzimmers, das ihr verhaßt war, nicht hören konnte, ohne in Ohnmacht zu fallen. In der Geschichte der Juden, Griechen und Römer herrscht diese Leidenschaft bis zu einem Grade, der die Menschen gegen alles Mitleid verhärtet: seine Feinde zu vernichten, ihre Weiber und Kinder umzubringen, ihre Wohnungen, Felder und Habseligkeiten zu verbrennen, ist ein Wunsch, den man selbst in

*) T. II. P. I. p. 345.

den Psalmen Davids häufig findet. Dieser Mann nach dem Herzen Gottes scheint sogar stolz darauf zu seyn, daß er Hoffnung hat, seine Rachbegierde auf eine so schreckliche Art zu sättigen: auch in den Propheten athmet eben derselbe Geist des Hasses, der Rachbegierde und Feindschaft. Unter den Huronen erfoderte die Ehre, daß man sich an seinen Feinden rächte, und der Haß einer Völkerschaft gegen die andre pflanzte sich vom Vater zum Sohne fort. Außerdem findet man nur in der ältern, besonders der fabelhaften Geschichte der Griechen Spuren eines solchen Hasses: je mehr die Nationen sich poliren, destomehr verschwinden diese Leidenschaften aus ihrer Geschichte. In der Geschichte aller heutigen europäischen Völker herrscht sie noch stark, und unserm Zeitalter scheint der Vorzug vorbehalten zu seyn, daß man sogar in den niedrigsten Klassen den Haß als einen Affekt betrachtet, der Pflicht, Gewissen und Ehre beleidigt. Man kann gleichwohl den Geschichtschreibern nicht sehr trauen, wenn sie die vergangenen Zeiten schildern: sie tauchen ihren Pinsel bey ihren Gemälden allemal in sehr

schwarze Farben, und vielleicht war die Sicilianische Vesper, die Pariser Bluthochzeit, die Grausamkeit des Pariser Pöbels, der aus Haß das Herz und die Leber des ermordeten Marschall d'Ancre fraß, nicht so schrecklich als sie es itzt in der Geschichte sind: folgt sie der Sage,*) so erzählt sie uns Erdichtungen wider ihren Willen, wahre Begebenheiten vergrößert sie oder läßt Umstände weg, die eine Leidenschaft entweder entschuldigen oder mildern. Ich habe mir daher bey allen Erzählungen, die den Menschen von der leidenschaftlichen Seite schildern, eine Subtraktion angewöhnt; denn daß er im Affekte über die Gränzen der Menschlichkeit weit hinausgehen kann, das läßt sich nicht läugnen, so gern man wollte. Die Psalmen und Propheten sind ein deutlicher Beweis, daß einmal Haß und Feindschaft unter den Menschen bis zu einem hohen Grade herrschten, und in den Zeiten, als der Mensch noch ganz Sinnlichkeit war, fanden Leidenschaften Statt, die uns itzt unwahrscheinlich sind.

*) Famam sequere, räth Horaz den Dichtern: auch die Geschichtschreiber befolgen diese Regel.

Neid, Schadenfreude.

Bey keiner Leidenschaft ist es so schwer, als bey dieser, die Ursache zu errathen, warum die Natur uns die Anlage dazu gab: sie hat die schädlichsten Folgen für den Menschen, der ihr ausgesetzt ist, und hat viel Unglück über die menschliche Gesellschaft im Kleinen und Großen verbreitet. Alle andre sind nur zufälliger Weise schädlich, oder wenn sie die Gränzen der Mäßigkeit zu sehr übersteigen: der Neid hingegen ist allemal schädlich, und man weis keinen Fall zu finden, wo er nützlich wäre. Gleichwohl kann die Natur unmöglich so sehr mit sich selbst uneinig seyn, daß sie uns so allgemein etwas mittheilen sollte, das lauter schlimme Folgen und keine gute hervorbrächte: vielleicht liegt es an uns, weil wir diese Empfindung nicht von der rechten Seite betrachten und sie nur als eine Leidenschaft in ihren stärksten Ausbrüchen beobachtet haben.

Wenn wir an einem andern Menschen etwas bemerken, das uns fehlt, und das doch nach unsern Begriffen eine Vollkommenheit ist, so entsteht eine Empfindung in

uns, die aus Traurigkeit und Aerger zusammengesetzt ist: sie entsteht schon, wenn wir in der Geschichte oder in Romanen von Personen lesen, die etwas besaßen, das wir gern haben möchten. Man kann nicht sagen, daß sich der mindeste Haß unter eine solche Empfindung mischt: Jedermann fühlt sie gewiß, wenn er sich Grandisons Charakter denkt, wenigstens fühlte ich sie, als ich diesen Roman in meinen jüngern Jahren las, doch ohne jemals den Mann zu hassen. Cäsar haßte gewiß Alexandern nicht, als er bey seinem Bilde weinte, aber seine Thränen verrathen, daß der ruhmsüchtige Mann Betrübniß und Aerger in sich empfand. Haben wir einen sehr hohen Begriff von einer entbehrten Sache und folglich eine sehr heftige Begierde danach, so steigt unser Aerger bis zum Zorne, so oft wir sie an einem Andern erblicken: was außerdem nur ein kleiner Grad von Traurigkeit wäre, wird itzt zu merklicher Betrübniß, und zu beiden gesellt sich Scham: wir fliehen den Gegenstand, der uns so empfindlich demüthigte, wir suchen ihn aus unsern Gedanken zu verbannen,

nicht weil wir ihn hassen, sondern um uns von einer unangenehmen Empfindung zu befreyen: selbst indem wir ihn von uns entfernen, bewundern wir ihn. Wir alle nennen dieses Neid: wir sagen, daß Cäsar den Alexander beneidete; wir beneiden bisweilen Jemand wegen seines einnehmenden Betragens, seines Witzes, seines Verstandes oder anderer persönlichen Eigenschaften, ohne den Mann, der sie besitzt, zu hassen, weil die Achtung, die sie uns einflößen, dem Unwillen über unsre Demüthigung und der Abneigung gegen den Glücklichen, der Schuld daran ist, das Gleichgewicht hält.

Etwas anders verhält es sich, wenn keine persönliche Eigenschaften, sondern das Glück eines Andern der Gegenstand des Neides ist, weil alsdann weder Achtung, noch Bewundrung unsre unangenehmen Empfindung mildert; und in einem solchen Falle ist es möglich, daß wir, wo nicht Haß, doch wenigstens Abneigung gegen den Menschen fühlen, den uns das Glück so sehr vorzieht, schon wenn er uns weder eingebildeten noch wahren Schaden verursacht. Ein Mensch,

der ohne Talente, Geschicklichkeit oder Fleiß durch zufällige Begebenheiten es so weit bringt, daß er Figur macht, wird von Niemand geliebt und kann destomehr auf Haß rechnen, je ärmer seine Neider sind.

Alles, was man Güter des Glücks nennt, Ehre, Ansehn, Reichthum, werden am meisten beneidet. Die guten Eigenschaften des Herzens, ob sie gleich ein Theil vom persönlichen Werthe des Menschen ausmachen, erwecken niemals Neid, vermuthlich weil Jedermann so viel Eigenliebe hat, daß er sich ein eben so gutes Herz zutraut als einem Andern, oder auch weil man gewohnt ist, alle moralische Eigenschaften als Pflichten anzusehn: Niemand wird daher einen andern beneiden, weil er dankbar, höflich, aufrichtig, ehrlich ist, oder Andere in diesen Tugenden übertrifft. Große Eigenschaften des Geistes und des Herzens werden leichter ein Gegenstand des Neides, wenn sie viel Aufsehn machen, doch nur für solche, die von Natur und Schicksal in Umstände versetzt wurden, daß sie auf eben demselben Wege Ruhm suchen: kein Dichter wird die kriegerischen Tugenden eines Alexanders oder

Cäsars, aber gewiß einen Dichter beneiden, der ihn offenbar an Talenten übertrifft: mißgönnt er dem Helden etwas, so ist es der Ruhm, und eben so wird der Krieger niemals auf das große Talent eines Dichters neidisch, sondern er zürnt, daß Verdienste, die nach seiner Meinung unbedeutend sind, so viele Achtung erwerben. Es hängt also von unsern Begriffen, Leidenschaften und äußerlichen Umständen ab, was der Gegenstand unsers Neides seyn soll: ein Groschen kann ihn bey dem Armen eben so sehr erwecken als bey dem Reichern hundert Thaler; das Glück, einen eisernen Ring mit der Lanze abgestochen zu haben, erweckte ihn im Jahrhunderte der Turniere eben so sehr als ein Titel in den folgenden Zeiten; ein Wort, ein Blick, den ein Liebhaber von der Geliebten empfängt, erregt die Galle seines Nebenbuhlers eben so sehr als bey einem Schriftsteller der größere Beyfall, den ein andrer sich erwirbt. Je ärmer ein Mensch an einer Sache ist, die er hochschätzt und daher zu besitzen wünscht, desto leichter wird er neidisch; denn er wird bey jeder Gelegenheit an sei-

nen Mangel erinnert, und es gehört folglich nicht viel dazu, ihn zu demüthigen.

Von dieser Seite betrachtet, ist der Neid eher nützlich als schädlich, so lange er nicht einen gewissen Grad übersteigt und nicht in Beleidigungen, Kabalen, Verläumdungen oder Mißhandlungen ausbricht. Er ist nicht nur eine unvermeidliche Folge von der Einrichtung unsers Wesens, sondern auch eine nothwendige Triebfeder der Thätigkeit: jeder Mensch muß etwas hochschätzen und begehren, und folglich muß es ihm weh thun, so oft er wahrnimmt, daß er im Besitze dessen, was er begehrt, Andern nachstehn muß: dieser Schmerz ist für ihn ein Sporn, nach dem beneideten Gegenstande mehr zu streben und ihn sich zu verschaffen. An allen großen und kleinen Veränderungen der Welt hatte der Neid Antheil, und die Thätigkeit auf unserm Planeten würde sich sehr vermindern, wenn wir nicht bey den Vorzügen Andrer einen kleinen Aerger empfänden.

Aber eine solche Empfindung muß mit dem wahren Werthe des beneideten Gegenstandes und mit der Möglichkeit, ihn zu erlangen, in genauem Verhältnisse stehn. Vie-

le Menschen können über eine unbedeutende Ehrenbezeugung, über Sachen der Eitelkeit so neidisch werden wie über die wichtigsten Dinge: der mittelmäßige ruhmsüchtige Geist beneidet Talente, die er nie besitzen wird, weil die Natur sie ihm nicht mitgetheilt hat, und der eitle Arme mißgönnt Andern Vermögensumstände, die für ihn unerreichbar sind.

Noch fehlerhafter wird der Neid, wenn sich Haß und feindselige Gesinnungen dazu gesellen, und am unglücklichsten ist Jemand, der sehr dazu geneigt ist, wenn der Aerger bey ihm leicht zu einem hohen Grade steigt. Von dieser letzten Seite stellen Dichter und Maler gewöhnlich den Neid vor: sie schildern ihn als ein hageres gelbsüchtiges abgezehrtes Gerippe, das von unaufhörlichen Leiden bey Anderer Wohl genagt wird: aber es giebt Menschen, die bey ihrem Neide sehr gesund und fett sind, und vielleicht findet man mehr gesunde als abgezehrte Neider, die, ohne das geringste innerliche Leiden, durch List oder Gewalt an sich zu ziehen suchen, was ihnen fehlt. Zum innerlichen Grame wird er nur bey schwächlichen Personen, und bey

solchen, die wegen ihrer Umstände ihren Haß unterdrücken müssen: in so fern verträgt er sich auch mit einem guten Herze: da es zu viel Wohlwollen hat, um hassen zu können, so grämt es sich nur über das ungünstige Schicksal, das Andern so viele, und ihm so wenige Vorzüge ertheilte. Sehr oft mag der Neid alsdann seinen Grund in einer Disposition der Nerven haben, die zur Aergerlichkeit geneigt macht: weil sich solche Menschen über alles ärgern, so ist auch das eingebildete oder wahre Glück Andrer nicht davon ausgenommen. Menschen dieser Art sind meistens nur auf ihre Einbildungen neidisch: da der größte Theil der Sterblichen reicher und glücklicher scheint als er ist, und da der Ruf diesen Schein durch Uebertreibungen vermehrt, so fehlt es der Einbildung des neidischen Unglücklichen desto weniger an Gelegenheit, sein eignes Unglück eben so sehr zu vergrößern wie der Andern Glück, und traurige Vergleichungen darüber anzustellen. Man kann behaupten, daß unter tausend Fällen kaum einer ist, wo etwas mehr als ein Schatten beneidet wird, und oft verschlimmerte

sich der Neider sogar, wenn er in die Umstände des Beneideten versetzt würde.

Schadenfreude.

Rochefaucault sagt in seinen Maximen, daß im Unglück unserer Freunde etwas ist, das uns Vergnügen macht; und man hat diesen räthselhaften Grundsatz so ausgelegt, daß uns das Unglück unsrer Freunde in so fern angenehm wäre, weil es uns Gelegenheit verschafte, ihnen zu helfen. Ich zweifle, ob dieses Rochefaucault's Gedanke war, und ob er nicht mehr an das Vergnügen dachte, das für den Menschen aus jeder eingebildeten oder wirklichen Superiorität entsteht. Selbst das Vergnügen der Wohlthätigkeit und Dienstfertigkeit scheint dieser Schriftsteller daher zu leiten, weil es unsrer Eigenliebe schmeichelt, daß der Andere unsere Hülfe bedarf, und daß wir folglich uns in Gedanken über ihn setzen können: nach einer solchen Voraussetzung läßt es sich allerdings wohl denken, daß unsre Eigenliebe bey dem Unglück unsrer Freunde Vergnügen finden kann, selbst indem wir sie bedauern. Allein, wenn die Bemerkung richtig ist, so kann dieses Vergnügen, es entstehe aus welcher von

den beiden angegebenen Ursachen es will, doch keine Schadenfreude heißen; denn unser Mitleid, unsre Theilnehmung hält ihm zu sehr das Gleichgewicht, um einen solchen Namen zu verdienen.

Wir empfinden über die Schmerzen, das Unglück, die Bestrafung eines Lasterhaften Vergnügen, selbst indem wir Mitleid mit ihm haben, daß er sich durch seine Vergehungen oder Ausschweifungen ins Elend stürzte. Auch dies ist keine Schadenfreude, sondern vielmehr eine Folge von unserm Gefühle für Gerechtigkeit: auch kann es von der dunkeln Vorstellung herkommen, daß ein solches Beyspiel Andre von ähnlichen Handlungen abhalten wird, die der Ordnung in der menschlichen Gesellschaft zuwider sind oder Schaden anrichten können.

Um Schadenfreude zu werden, muß folglich unser Vergnügen am Unglück Andrer so stark und herrschend in uns seyn, daß es das Mitleid ganz unterdrückt.

Ende des zweiten Theils.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wezel, Johann Carl, 1747-1819

Versuch über die Kenntniß des Menschen

Bd.: Zweiter Theil

Leipzig 1785

Anthr. 150 t-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10255643-6
VD18 80036473